C. Glocker inv.

„Ja sie steht uns bei in der Noth!
Wie im Leben so im Tod!"

Verlag von Lampart & Comp. in Augsburg.

Das

Buch vom ewigen Juden,

oder

Morgen- und Abendland.

Eine Geschichte

für die

reifere Jugend und für Erwachsene.

Mit einem Stahlstiche.

Augsburg, 1846.

Verlag von Lampart & Comp.

Dem Freunde

Ludwig, Gotthard, Germann

von Syrgenstein

hochachtungsvoll gewidmet

von

dem Verfasser.

Der edle Mensch
Sey hilfreich und gut.
Unermüdet schaff' er
Das Nützliche, Rechte,
Sey uns ein Vorbild
Jener geahneten Wesen.

Erstes Kapitel.

Der Unterricht.

Ein lieblicher Sommerabend hatte sich hernieder gesenkt auf ein stilles Waldthal, als auf dem mit Brombeergesträuchen und Waldpflanzen überwachsenen Weg ein Mann daher kam, der eine gefüllte Jagdtasche auf dem Rücken und ein Schießgewehr am Riemen über der Schulter trug.

Rüstig schritt der Mann einher, begleitet von einem Hunde, der manchmal laut zu bellen anfing, wenn er irgend ein Wild witterte, und eben trat er um eine Waldecke, als ihm fröhlich zwei Kinder von acht bis zehn Jahren entgegensprangen und ihn, sobald sie seiner ansichtig wurden, mit lautem Jubel empfingen.

„Ei, Vater," rief das ältere der Kinder, ein Knabe, aus, „kommst du endlich? schon glaubten wir, du hättest dich im Walde verspätet, und würdest in irgend einer Köhlerhütte über Nacht bleiben."

„Gerade," fiel das jüngere der Kinder, ein liebliches Mädchen, ein, „sagte ich: liebster Bruder, heute kommt der Vater nicht mehr, wir wollen umkehren, als wir den Sultan bellen hörten und dann gleich merkten, daß du auch nicht mehr weit seyn könnest."

Der Mann, der Vater der beiden lieblichen Kinder, gab jedem die Hand und sagte: „Ja, Kinder! heute glaubte ich fast nicht mehr nach Hause zu kommen, denn es waren Diener des gnädigsten Herrn Grafen, unsers Gebieters, im Holz, und sagten mir auf Morgen eine große Jagd an; hierauf begleitete ich sie eine Strecke weit, und auf dem Rückwege spürte Sultan einen Auerhahn auf, den ich schoß und euch zu Hause zeigen will.“

„Ach, lieber Vater!“ rief der Knabe aus, „zeige ihn mir doch sogleich, du weißt ja wohl, daß ich noch nie einen Auerhahn gesehen habe.“ „Ich kann ihn dir wohl sehen lassen,“ versetzte der Vater, „doch gäbe es hier eine schöne Gelegenheit, deine Neugierde zu beherrschen; Pater Cölestin, dein Lehrer, erklärte dir schon öfters, daß der Mensch seine Wünsche und seine Begierden im Zaume halten muß, wenn er ein nützliches und brauchbares Glied der menschlichen Gesellschaft werden will.“ — „Gerne will ich es thun, liebster Vater!“ erwiederte der Knabe, und alle drei eilten nun in schnellen Schritten ihrer Wohnung zu, die von allen Seiten mit großen Waldungen umgeben am Fuße eines Berges stand, dessen Höhe die moosbewachsenen Ruinen eines Ritterschlosses schmückten.

Sie betraten, von dem freudig an den dreien aufspringenden Hunde begleitet, so eben eine Waldwiese, als die Sonne hinter den hohen Tannenwipfeln unterging, und bevor sie noch ihre Wohnung erreicht hatten, sank schon die Nacht auf den stillen Wald hernieder, und schon ließ sich manchmal eine schwirrende Fledermaus sehen oder eine kreischende Eule hören; der Mond war indessen mit stiller Pracht aufgegangen

und beleuchtete die Heimkehr des Vaters und seiner guten Kinder. Sie kamen aus dem Walde heraus und betraten eine Ebene von mäßiger Größe, da lag in kleiner Entfernung die Jägerwohnung mit den hellerleuchteten Fenstern der Wohnstube.

Aus der Tiefe des reizenden Thales erhob sich mit seinen im Mondesscheine schimmernden Ruinen der ehemalige Schloßberg.

Sultan fing bei dem Anblicke der Wohngebäude laut zu bellen an, auf welchen wohlbekannten Laut die in den Ställen des Jägerhauses untergebrachten Hunde in ähnlichen Tönen antworteten, und die kleine Gesellschaft wurde von der Hausfrau, die mit einem Lichte leuchtend schon bereit stand, freudig empfangen. — Nach gegenseitigen fröhlichen Begrüßungen trug die Frau einen dampfenden Rehbraten auf, und alle vier aßen nach andächtigem Gebete von dem, was Gottes Güte ihnen beschert hatte, in froher Genügsamkeit.

Nach dem Essen brachte die Frau ihrem Manne eine Flasche schimmernden Landwein, und er erzählte ihr nun die Ursache seiner verspäteten Heimkehr, dann fragte er nach dem Betragen der Kinder während seiner Abwesenheit, und da er mit demselben zufrieden seyn konnte, zeigte er ihnen den Auerhahn.

„Von meinen Jägerburschen," sprach er zu seiner Frau, „wird heute keiner mehr nach Hause kommen, einige bleiben in der untern Waldhütte, die andern sind mit dem Kammerdiener des Grafen in die Stadt gegangen, um die Gewehre zur morgigen Jagd in Bereitschaft zu setzen." —

Die Kinder, durch die heutige Anstrengung müde und schlaftrunken geworden, gingen, nachdem sie ihr

Abendgebet verrichtet hatten, zu Bette, wir aber wollen indeß den wackern Jägersmann mit seiner Hausfrau über mancherlei reden lassen und unsern Lesern mittheilen, wer diese Beiden eigentlich sind.

Der große Wald, in dem das bisher Erzählte sich ereignete, befand sich in dem südlichen Theile der Niederlande und gehörte einem reichen Grafen, der jedoch sein Schloß, welches Branchemont hieß, und von welchem er den Titel führte, selten bewohnte, größtentheils sein Leben in der Hauptstadt des Landes zubrachte, wo er einen angesehenen Posten bekleidete, und im Uebrigen seinen Unterthanen ein milder und gütiger Herr war.

Der Jägersmann, den wir bei unsern Lesern eingeführt haben, hatte einst den jetzigen Grafen, der, wie gesagt, der Eigenthümer der Güter war, in der Eigenschaft eines Dieners auf Reisen begleitet und hiedurch vielfach Gelegenheit gefunden, sich nicht nur Weltkenntnisse zu erwerben, sondern sich auch durch sein frommes, rechtschaffenes, treues Betragen bei dem Grafen beliebt zu machen; ja eines Tages ließ es Gottes allwaltende Fügung zu, daß er mit Gefahr seines eigenen Lebens das des Grafen rettete.

Dieser war auch keineswegs undankbar, und als er nach seiner Zurückkunft von den Reisen, auf welchen der treue Diener ihn begleitet hatte, nachdem inzwischen sein Vater gestorben war, die weitläufigen Güter übernommen hatte, setzte er den einst ihm so ergebenen treuen Diener zum Förster des Waldes ein, in welchem wir ihn getroffen haben.

Da diese Stelle mit großen Einkünften verbunden war, so konnte Berchtold, so hieß der neue Förster, hinlänglich damit zufrieden seyn. Man pflegte ihn im

gewöhnlichen Leben schlechtweg Förster Berthold zu nennen, unter welchem alten, trauten Namen, obwohl ihn einige auch Berchtold zu schreiben pflegen, wir ihn auch im Laufe unserer Erzählung zu nennen und anzuführen gedenken, denn sein eigentlicher Geschlechtsname hat sich durch Gottes Segen seit dem Zeitpunkte unserer Erzählung weit und breit ausgebreitet, und es würde vielleicht dem Verfasser dieser wahren Erzählung Unannehmlichkeiten bereiten, wenn er denselben nennen wollte.

Berthold befand sich nun sehr wohl bei seinem Posten, denn schon sein Vater und Großvater waren Jägersleute gewesen, und das alte Sprichwort sagt ja: „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme;" er verstand zudem sein Geschäft durchaus, und da er damit Lust und Eifer verband, so ging Alles nach Wunsch. Er heirathete später ein braves Mädchen, mit welchem er in steter Eintracht und Zufriedenheit lebte, und sein häusliches Glück vermehrten noch zwei gutgerathene Kinder. Wir kennen sie bereits, sie heißen nach den Namen, welche sie in der heiligen Taufe empfingen, Theodor und Rosalia; ihr Vater strebte, sie in allen christlichen Tugenden zu unterrichten, um sie zu brauchbaren Menschen auf Erden und einstigen Himmelserben heranzuziehen.

Theodor, so hieß der Knabe, vereinigte mit großen geistigen Anlagen auch ein außerordentliches Gedächtniß, nur war er im höchsten Grade leichtsinnig; Rosalie, seine Schwester, war ein frommes, einfaches und bescheidenes Kind, das wahre Ebenbild ihrer braven Mutter.

Berthold sah bald ein, daß sein Theodor wohl noch größerer Wissenschaften bedürfe, als welche er ihn lehren konnte, und dachte längst daran, dem Knaben

einen bessern Lehrer zu geben und einen vollkommnern Unterricht zu Theil werden zu lassen.

Am andern Ende des Waldes befand sich ein altes ehrwürdiges Kloster, von Mönchen bewohnt, welche nach der Regel des heiligen Benediktus lebten, eines Ordens, welchem die Welt, welche die wahren Verdienste oft sehr selten, und alsdann immer zu spät anerkennt, Vieles zu verdanken hat. Früher, in jüngern Jahren, war Berthold öfters in Geschäften des Grafen, welcher Schirmvogt des Klosters war, dort anwesend gewesen, und jetzt erinnerte er sich eines Jugendfreundes, dessen Durst nach Wissen, nach innerer Vollkommenheit, ihn in das Kloster gebracht hatte, des Paters Cölestin nämlich und seiner Freundlichkeit, seiner Menschenliebe und seiner Gelehrsamkeit; er verfügte sich zu ihm und bat ihn um ihrer frühern Freundschaft willen um Rath.

Pater Cölestin nahm die Bitte und den Besuch seines alten Freundes sehr wohl auf, und nach einigem Nachdenken sprach er: „das Beste, was sich thun ließe, wäre, deinen Theodor hier unter meiner Leitung im Kloster zu erziehen; doch Verhältnisse und allerlei Bedenklichkeiten stellen sich der Ausführung dieses Planes hinderlich in den Weg. Ich will aber den Herrn Abt bitten, mir zu gestatten, wöchentlich einigemal zu deiner Wohnung hinüber zu reiten, um deinen Knaben im Wissenswerthesten zu unterrichten. Da ich schon seit einiger Zeit kränkle, und unser heilkundiger Klosterbruder Bonifazius mir Bewegung anrieth, so zweifle ich nicht an der Gewährung deines, wie auch meines Wunsches."

Der hochwürdigste Abt, ein edler und höchst verständiger Ordensmann, ein Freund jedes aufblühenden Talentes, gab seine Zustimmung, und sprach auch die

Erlaubniß aus, daß, wenn Cölestin es für die Fortschritte seines Zöglings für nützlich erachte, er späterhin sich jederzeit im Kloster aufhalten könne und dürfe.

Der hocherfreute Vater Berthold entfernte sich, nachdem er seinen Dank gegen die guten, trefflichen Menschen gestammelt hatte, mit gerührtem Herzen, und von nun an kam, wenn es irgend die Jahreszeit erlaubte, Cölestin regelmäßig auf einem Maulthiere die düstern, einsamen Waldpfade daher geritten und unterrichtete Theodor in dem reinlichen Stübchen desselben, von welchem man eine reiche Aussicht in den Wald hatte, in der Welt- und Menschengeschichte, in den Sprachen des alten Roms und des geistesverwandten Griechenlands.

Das einfache Lesen und Schreiben sammt dem Rechnen hatte Vater Berthold nach seinem besten Wissen dem Sohne längst beigebracht.

Mit Aufmerksamkeit vernahm Theodor die Lehren seines Lehrers, der nichts als eine zu große Zerstreutheit an dem Knaben zu tadeln wußte, und öfters sich in die Nothwendigkeit versetzt sah, mit Ernst und Nachdruck zu demselben zu sprechen: „Knabe, beherrsche deine Sinne, halte deine Gedanken zusammen auf einen Punkt; wie oft schon sagte ich es dir, ein einziger gut ausgebildeter Gedanke ist mehr werth, als hundert andere, über welche du gleichsam nur hinwegeilst.“

Wohl versprach es der Knabe, wohl gab er sich Mühe, sein Versprechen zu halten, doch nur selten konnte er seine Begierden beherrschen. Sprach ihm Cölestin von Alexander, dem großen Könige der Macedonier, vor, so konnte ihn der Knabe plötzlich unterbrechen und etwas von Lykurg, dem Gesetzgeber Spartas, zu wissen begehren, so daß es kein Wunder war, wenn die Geduld

des ehrwürdigen Paters öfters auf harte Proben gestellt ward.

„Knabe!“ sprach er einst wieder, „Knabe, wie oft schon sagte ich dir, daß die Beherrschung der Begierden allein im Stande ist, einen tugendhaften, frommen Menschen zu bilden; wie kann der, der nicht einmal seine flüchtigen Gedanken zu zähmen und zu bändigen weiß, seine leiblichen Gelüste beherrschen? Und wer dieses nicht kann, der ist ein elender, verächtlicher und erbärmlicher Mensch. Wie oft habe ich es dir schon erklärt und dich gebeten, dein Augenmerk auf diesen Punkt zu richten, denn nur auf diesem Wege kannst du an Weisheit und Gnade zunehmen vor Gott und der Welt! Sieh! um es dir durch ein Beispiel zu veranschaulichen, wenn dein Vater, dem du allen Gehorsam schuldig bist, es dir verbietet, eine seiner geladenen Flinten und Büchsen zu berühren, du thust es aber dennoch, was begehst du dann?“

„Eine Sünde des Ungehorsams,“ entgegnete Theodor.

„Und sieh!“ sprach Cölestin, „an deinem Ungehorsame ist nur Mangel an Ueberwindung deiner Begierden schuld; hättest du in diesem Falle festen Muthes deiner Begierde widerstanden, so wäre es unmöglich gewesen, daß du in die große Versündigung gefallen wärest, das Gebot deines leiblichen Vaters zu übertreten. Schon Eva sündigte, wie es dir schon längst bewußt ist, im Paradiese, weil sie ihre Begierde nach dem Apfel nicht zu überwinden wußte. Wohl weiß ich, es ist schwer, alle seine sündigen Begierden zu beherrschen, allein kein Ding ist unmöglich. Als ich ein Knabe war, hoffnungsvoll, wie du es jetzt bist, da rang ich schon, meiner Begierden und Leidenschaften Herr zu werden; siehe Knabe! hier zeigen

sich schon die grauen Haare auf meinem Haupte, doch wohl mir, ich kann sagen, der Mönch Cölestin ist weit freier, als es der Novize war.

Als du vorhin die unbesonnene Unterbrechung meiner Lehre vom großen Alexander wagtest, da befiel mich der Zorn, und ich hatte die größte Lust, dich ernstlich zu züchtigen; doch mit Gottes Hülfe überwand ich auch diese Versuchung; ich gab dir dafür diese Ermahnung, wolle Gott sie sey an dir nicht verloren."

Beschämt schlug Theodor die Augen nieder.

"Dein Vater," fuhr Cölestin fort, "hatte einmal einen Jäger, der sich mit der größten Ausschweifung dem Trunke hingab, vielleicht erinnerst du dich seiner noch unter dem Namen des „Saufhiesels;" er vertrank seinen ganzen wöchentlichen Erwerb regelmäßig in dem Städtchen im Weinhause. Bald genügte ihm dieser nicht mehr, er verkaufte sein Gewehr, zuletzt auch seine Kleidung, alles mußte dazu dienen, seiner Trunkliebe zu fröhnen, und nachdem er alles durchgebracht hatte, wurde er bettelarm. Eines Tages kam er auch ins Kloster und aß mit andern armen Leuten die Klostersuppe; zufällig nicht, nein, Gott lenkte es, daß ich vorbeiging, augenblicklich erkannte ich ihn wieder, trotz dem, daß ein großer Bart sein Gesicht bedeckte, daß elende Lumpen, welche kaum seine Blöße bedeckten, an die Stelle der frühern schmucken Kleidung getreten waren. „Ist es so weit mit euch gekommen, armer Mann? redete ich ihn an, folget mir!" Verwirrt und beschämt ging er mit in meine Zelle, wo ich ihm aus dem Grunde meines Herzens zusprach, seiner Trunkliebe zu entsagen, denn obwohl er jetzt jeden Pfennig erbetteln mußte, so vertrank er doch diesen Erwerb, da ihm der Wein zu theuer war,

im Branntwein. Ich bat ihn, ein brauchbarer, ordentlicher Mensch zu werden, er hatte die größte Lust dazu, doch meinte er, es sey ihm durchaus unmöglich, das Trinken aufzugeben;" denn sprach er, wenn ich nicht mein Glas Schnapps im Leibe habe, so zittere ich am ganzen Körper, ich fühle mich wie gelähmt und bin zu jedem, auch zum geringsten Geschäfte untauglich.

"Auf einmal, sprach ich zu ihm, würde die Sache wohl nicht angehen, doch versprecht mir, täglich einige kleinere Arbeiten zu übernehmen, die man euch auftragen wird, und ihr dürft im Kloster bleiben, auch euer Glas Schnapps sollt ihr täglich erhalten.

"Obwohl ich es nicht geschehen lassen wollte, so fiel mir der Mann, der doch noch sein elendes Leben einsehen konnte, zu Füßen, küßte weinend meine Hände, und versprach, mir zu folgen in allem, was ich mit ihm vorzunehmen gedächte.

"Leicht ward es mir, die Zustimmung des hochwürdigsten Herrn Abtes zu erhalten, und jeden Tag erhielt von nun an der nunmehr nicht mehr „Saufhiesel," sondern, was ihm besonders gefiel, "Mathias" genannte Mensch seine Arbeit und seinen Branntwein, doch täglich letzteren in geringerer Gabe.

"Mit Gottes Hülfe ist es mir, unterstützt durch seine Bemühung, seine Trunkliebe zu bändigen, gelungen, ihn zu einem arbeitsamen, mäßigen Leben zu gewöhnen. Der Branntwein ist ihm zum Eckel geworden, der Wein führt ihn nicht mehr in Versuchung; er erhielt durch meine Verwendung eine Anstellung in seiner frühern Eigenschaft als Jäger, und hat sich seitdem noch immer die volle Zufriedenheit seiner Herrschaft erworben.

„Du siehst aus diesem Beispiele, wohin vernachläßigte Bändigung der Leidenschaften führt, du siehst aber auch, wie die Beherrschung derselben sogar den Tiefgesunkenen wieder erheben kann.

„Wäre aber dieser Mensch gleich damals, als er noch bei deinem Vater lebte, seiner Trunkliebe aus dem Wege gegangen, anstatt ihr freien Lauf zu lassen, so hätte er nicht die traurige Erfahrung langer Jahre machen müssen, und stünde jetzt auf einer ungleich höhern Lebensstufe.

„Gelobe mir daher, lieber Junge! in Zukunft deine Gedanken besser zu beherrschen, bitte Gott um seinen heiligsten Beistand, und genießest du einmal ein unschuldiges Vergnügen, so denke, du wollest dich üben in Beherrschung deiner Begierden, überwinde dich, versage es dir, und so wirst du auch die Kraft haben, wenn du wirklich in Gefahr zu sündigen kommen solltest, die Gefahr zu überwinden und siegreich aus dem Kampfe mit deinen Leidenschaften hervorgehen."

Gerührt versprach es der Knabe, Cölestin nahm Abschied, und bald verlor sich seine ehrwürdige Gestalt in dem tiefen Waldschatten.

Schon am andern Tage zeigte sich Gelegenheit für Theodor, sein gestern gegebenes Versprechen in Ausübung zu bringen. Die Mittagsstunde war gekommen, alle saßen um den Tisch, da brachte man, nachdem sie die Suppe gegessen, Hasenbraten, ein Lieblingsgericht unseres jungen Freundes. Er konnte seine Portion kaum erwarten, als sein Vater, der, so oft es seine Geschäfte erlaubten, den Lehrstunden seines Sohnes beiwohnte, sagte: „Hier Theodor! gäbe es eine treffliche Gelegenheit, deine Begierden zu bändigen. Wie wäre es, wenn du heute

trockenes Brod essen würdest?" Theodor erschrack, faßte sich aber sogleich wieder und sagte: „Lieber Vater! ein andermal." Der Vater entgegnete: "Hast du schon vergessen, was ich dir neulich von einem Diebe erzählte, der immer sprach, heute stehle ich zum letztenmale, morgen bessere ich mich, und es so trieb bis er an den Galgen kam? Er konnte die Gelegenheit, die Begierde nach dem Gute Anderer nie überwinden, und so kam es, daß der Zeitpunkt der Besserung nie eintrat."

Schweigend schob Theodor den Teller mit der lockenden Speise hinweg, als der Vater wieder sprach: "Aber fern sey es von mir, dich zu einer guten That zu zwingen; gezwungener Dienst hat kein Verdienst. Du kannst Hasenbraten essen so viel du willst, doch jetzt hast du Gelegenheit, dich zu üben und deine Begierden zu beherrschen."

Augenblicklich langte Theodor wieder nach Messer und Gabel, schon wollte er den Bissen zum Munde führen, als er sich eines Bessern besann, den Teller mit dem Gerichte nahm und dem im Hausgange arbeitenden Schuhmachergesellen aus dem Städtchen hinaustrug und sprach: „Lieber Schuhmacher! hier esset auch einmal nach Herzenslust Wildprett!" „Schönen Dank, junger Herr," entgegnete dieser, "ich hab jedoch eure Unterhaltung mit eurem Herrn Vater angehört, und werde daher ebenfalls meine Begierden für diesen Augenblick zu beherrschen suchen und den schmackhaften Braten auf heute Abend aufbewahren, um ihn dann als kalte Speise zu verzehren." —

Alle lachten, ein Jägerbursche jedoch äußerte: "Ich dächte doch, es wäre etwas ganz Unschuldiges Hasenbraten zu verzehren." „Nicht so unschuldig, als du

vielleicht glaubst," fiel ihm Vater Berthold in die Rede, "seit der treffliche Pater Cölestin meinen Knaben unterrichtet, habe ich über manches reifer nachgedacht, und vieles wurde mir klar, was mir früher dunkel war. Ich könnte euch wohl über diesen Punkt eine Geschichte erzählen, weil wir gerade heute durch das schlechte Wetter abgehalten sind, in den Wald zu gehen." Alle baten ihn darum, und er begann Folgendes zu erzählen.

"Im nahen Städtchen lebte zur Zeit, als ich ein Knabe von Theodor's Alter war, ein Schneider, der sein hinreichendes Auskommen hatte, denn er war fleißig, geschickt und mit Arbeit überhäuft. Eines Tages deckte ihm seine Frau den Tisch und brachte ihm das Gericht, das ihr gerade auch genossen habt, Hasenbraten. Dem Manne schmeckte das Ding, und er hatte Lust, um seine Freude vollkommen zu machen, eine Flasche Wein dazu zu trinken. Konnte man darin ebenfalls nichts Böses sehen, so hatte der Mann doch dadurch so Gefallen an gutem Essen und Trinken bekommen, daß er mit seiner nahrhaften Kost, die er bisher bekommen, und bei welcher er glücklich gewesen, nicht mehr zufrieden seyn wollte.

"Jeden Tag aß er nun das Beste, was er auftreiben konnte, und der Wein durfte auch nicht fehlen; mit seinem Geschäfte ging es täglich schlechter, seine Frau starb vor Kummer und Gram, und er, der sie einst so zärtlich geliebt hatte, war jetzt froh, eine lästige Sittenpredigerin vom Halse zu haben, und so führte er sein Leben fort in Saus und Braus. Bald war sein Häuschen und was er an Habseligkeiten sonst besaß durch Verschwendung im Essen und Trinken aufgezehrt, und als er nun nichts mehr hatte, und die Begierde nach

gutem Essen und Trinken in ihm noch nicht erloschen war, verfügte er sich zu einer Bande Wilddiebe in diesem Walde und trieb Jahre lang mit großer Keckheit dieses verbotene Gewerbe. Doch eines Tages hatte auch seine Stunde geschlagen; er wurde eingefangen und vor den Grafen gebracht, vor den Vater unseres jetzigen Herrn, der ein gerechter, aber gegen jene, die sich gegen das Gesetz vergingen, unerbittlicher, fast grausamer Mann war.

„Seine Diener und auch mein Vater, der doch stets Verdrießlichkeiten mit dem kecken Wilddiebe gehabt hatte, so wie die angesehensten Bürger der Stadt baten für ihn, indem sie seine frühere gute Aufführung anführten.

„Der Graf ließ sich erbitten, richtete ihm eine Werkstätte ein, verbot aber seinen Jägern, dem Schneider Wildprett zu liefern oder an denselben zu verkaufen. Eines Tages aber, da eben eine Jagd gehalten wurde, trafen sie den Elenden damit beschäftiget, einen Hirsch zu tödten, dem er an seinem Lagerplatze Schlingen gelegt hatte. Augenblicklich ward er ergriffen, und Niemand bat nun mehr für ihn.

„Am andern Tage wurde er nach der Sitte der damaligen Zeit auf eben den Hirsch geschmiedet, den er selbst gefangen hatte, und dieser sodann mit seinem unglücklichen Reiter losgelassen. Unaufhaltsam stürmte das Thier dahin, durch Dornengebüsche und Tannengesträuche ging der fürchterliche Ritt, und am dritten Tage, als mein Vater eben auf der Jagd war, stürmte der Hirsch durch das Dickicht daher, und noch lebte der arme Mensch auf ihm. In Gottes Namen und voll Mittleid legte mein Vater die Büchse an, empfahl die Kugel Gottes Führung und

schoß den Hirsch mitten durch die Brust; er stürzte, doch auch der Schneider lebte nur noch wenige Minuten, und es schien, als ob die plötzliche Ruhe nach der pfeilschnellen, rasenden Bewegung ihm den Todesstoß versetzt habe.

„Mein Vater begrub ihn droben am Hähnen-Hügel, und ließ ihm später, vom Grafen, dem er den Vorfall erzählte, dazu beauftragt, ein steinernes Kreuz setzen, welches noch steht. — Da seht ihr nun, daß auch die Eß- und Trinkliebe ihre Grenzen hat. Doch das Wetter hat sich nun aufgeklärt und wir wollen jetzt aufbrechen."

Schweigend erhoben sich alle, und Theodor konnte das Bild des armen Schneiders lange nicht mehr aus seinem Gedächtnisse bringen.

Zweites Kapitel.

Der Beruf.

Unter dem Unterrichte Pater Cölestins schwanden dem Knaben die Jahre schnell dahin. „Wohl dir, Theodor! daß du mit freudigem Herzen auf deine vergangenen Tage zurück sehen kannst," hatte in der letzten Lehrstunde Cölestin zu seinem wißbegierigen Schüler gesagt.

Einige Tage darauf kam Pater Cölestin wieder in dem einsamen Waldhause an. Theodor befand sich, wie die Mutter sagte, in den Ruinen des Schlosses droben, um mit der am Dachgiebel befestigten Glocke zu läuten,

mit deren weitschallendem Tone man gewöhnlich die ferne vom Hause Beschäftigten zum Essen zu rufen pflegte.

Die Mutter wollte Theodor holen, doch der Pater wehrte sanft ab und sprach: „Laßt es gut seyn, beste Frau! es wäre wirklich Schade, wollte man den herrlichen Tag im Stübchen zwischen den vier Wänden zubringen; ich habe daher im Sinne heute die Unterrichtsstunde droben in den Ruinen abzuhalten.“

„Auch recht, hochwürdiger Vater!“ sagte die Hausfrau, „Erfrischungen will ich Ihnen durch meine kleine Rosalie hinauf senden.“

Keuchend erstieg Pater Cölestin, weniger der Last der Jahre, als der Anstrengungen der letzten Zeiten fast unterliegend, den hohen Schloßberg. In dem ehemaligen Gärtchen des Schlosses, wo Wachholdergesträuche und Schlingpflanzen aller Art wucherten, von welchem stillen Plätzchen eine herrliche Aussicht über den Wald und in die Welt hinein zu genießen war, fand Cölestin seinen Schüler.

Dieser lehnte an dem Stamme einer wilden Kastanie und blickte mit trunkenen Augen in die Welt hinaus, und auch Cölestin war unbemerkt von dem in sich versunkenen Knaben an einen Fleck getreten, von dem er die Aussicht genießen konnte.

Herrlich von der Sonne bestrahlt breitete sich unter ihren Füßen das Thal aus, begränzt von allen Seiten von waldigen Höhen, doch über dieselben schweifte, da der Schloßberg sie alle überragte, das Auge noch weit hinaus in das Land. Da breiteten sich die herrlichen Gefilde wie ein bunter Teppich aus, von breiten Strömen durchströmt und mit Schlössern, Städten und Dör-

fern reich geschmückt; es war, als sehe man aus dem Himmel auf die Erde herab.

Sehnsuchtsvoll schaute Theodor da hinaus und seufzte tief, das Nahetreten seines Lehrers und Freundes nicht bemerkend, der ihn plötzlich bei der Hand nahm und zärtlich fragte: „Was fehlt dir lieber Junge? warum seufzest du?“ Ein Thränenstrom war des Knaben einzige Antwort. Theilnehmend führte ihn Cölestin durch die Ruinen des moosbewachsenen Pförtchens aus dem verwilderten Garten zu einer Stelle beim Schloßthurme, in dessen Ruinen wilde Tauben nisteten.

Hier befand sich eine vom Vater Berthold schon längst angelegte Bank mit einem Tische; beide setzten sich, und nach einigem Stillschweigen begann der Pater also: „Theodor! ich weiß, warum du weinst, ich habe dich schon seit längerer Zeit beobachtet, dir ist das Vaterhaus zu enge, du möchtest hinaus in die Welt, um sie zu sehen mit ihrem bunten täuschenden Glanze; dein Wunsch soll erfüllt werden, und heute noch werde ich hierüber mit deinem Vater sprechen; du sollst fort von hier, fort aus der Einsamkeit, zu mir ins Kloster, um zwar dort nicht in die Welt, doch jedenfalls unter andere Verhältnisse zu kommen.“

Er schwieg, Theodor aber sprang frohlockend auf und gab seine Freude durch fröhliche Sprünge zu erkennen. Wehmüthig sah Cölestin ihm zu; o wie leicht ist es möglich, dachte er, daß der arme Knabe einst den Augenblick verwünscht, wo er die Heimath, die friedliche, stille, verlassen hat, wie leicht, daß er sich später in die Einsamkeit zurück sehnt. Ging es mir denn nicht einst auch so? nahm ich nicht das Ordenskleid, um dem Geräusche der Welt zu entrinnen, in der ich wenig Freude, aber viel des bittern Leides empfunden habe?

Theodor hatte sich inzwischen wieder gefaßt und an die Seite seines guten Lehrers gesetzt, welcher also begann: „Es ist für dich nun bald der entscheidende Zeitpunkt gekommen, wo du dich für eine Kunst, eine Wissenschaft, oder ein Gewerbe entscheiden sollst. Dein Vater wünscht sehnlichst, du möchtest noch einige Jahre studiren, dann aber ein braver Forstmann werden und ihm in seinen alten Tagen in seinen mühsamen Geschäften beistehen, denn in den geistlichen Stand zu treten würdest du wohl wenig Lust haben."

Theodor antwortete: „Nein, theuerster Lehrer! in den geistlichen Stand zu treten fühle ich durchaus keinen Beruf in mir, auch für ein Handwerk kann ich mich nicht entscheiden, und ein Jäger möchte ich schon gar nicht werden."

„Aber du weißt doch," sagte Cölestin, „daß, wer essen und trinken will, auch arbeiten muß; sagte nicht schon im alten Testamente Gott: „im Schweiße eures Angesichtes sollt ihr euer Brod verdienen," doch ich hoffe, du wirst dich im Kloster, wo du mehr von der Welt zu sehen bekommen wirst, als hier im engen Thale, schon für irgend einen Lebensberuf entscheiden."

Dieß und noch manches Andere sprach der erfahrene Lehrer mit seinem Schüler; Cölestin sprach aber auch bei der nächsten Gelegenheit mit Vater Berthold, welcher nicht wenig erschrack, als ihm der Mönch eröffnete, daß sein Sohn keine Lust habe, ein Jägersmann zu werden, doch hatte er volles Zutrauen zu seinem alten geprüften Freunde und dachte, daß dieser doch stets das Beste seines Sohnes wolle, und somit wurde beschlossen, daß der Knabe nächstens in das Kloster abgehen sollte.

Und so geschah es auch bald. Nach einem wehmuths-

vollen Abschiede von Mutter und Schwester ging Theodor an des Vaters Seite dem Kloster zu, und unter mannigfaltigen Gesprächen, die der wißbegierige Knabe mit seinem Vater führte, traten sie endlich aus dem Walde hervor. Nachdem sie schon eine Zeit lang das Rauschen eines starken Waldbaches vernommen hatten, erblickten sie denselben und folgten dessen Laufe; sie vernahmen das plätschernde Geräusch einer Mühle, bald traten sie über den Steg derselben, und nun noch durch ein kleines Gebüsch, und sie genoßen den herrlichen Anblick des in geringer Entfernung liegenden Dorfes und des herrlichen prachtvollen Klosters.

Die mit Zinn gedeckten Thürme der Klosterkirche und ihre vergoldeten Kreuze glänzten im Strahle der Mittagssonne, — und horch! welcher Ton! Feierlich und majestätisch erklangen die Glocken und riefen durch das Läuten des englischen Grußes die auf den Feldern beschäftigten Landleute zum Gebete und zum Essen.

Theodor hatte sich mit klopfendem Herzen den verschiedenartigsten Eindrücken überlassen und wußte kaum, wie ihm geschah, als sie schon an der Klosterpforte standen, welche dem Bekannten Berthold augenblicklich geöffnet ward.

Man führte sie zu Pater Cölestin, welcher eben im Lesen der heiligen Schrift vertieft war, das Buch küßte, es langsam zuklappte, und hierauf die Beiden auf das Freundlichste empfing.

Bald waren sie auf das Angelegentlichste in einer Unterredung, welche Theodor betraf, vertieft, mit Erlaubniß des Abtes erhielt Theodor ein Stübchen, welches dicht neben der Zelle seines Lehrers lag, und für heute wurde der besondern Veranlassung wegen das Mittagessen, an

welchem auch Theodor mit seinem Vater Antheil nahm, in der Zelle Cöllestins eingenommen.

Hierauf führte der Pater seine beiden Gäste zum Abte, welcher durch Cölestins Erzählungen neugierig gemacht, den wißbegierigen Theodor schon lange gerne gesehen hätte; er empfing sie auch auf das Freundlichste und versprach dem Vater Berthold, auf die sorgfältige Ausbildung des Knaben, so wie auch auf dessen weitere Zukunft die beste und größte Sorgfalt zu richten, und, wenn derselbe nicht mehr im Kloster bleiben wolle, ihn auf andere Art unterzubringen.

Nach herzlichem Danke empfahl sich Vater Berthold, Cölestin versprach Theodor, ihn ein andersmal in den Räumen des Klosters herumzuführen, indem er heute mit Berthold noch vieles zu reden habe, und es wurde zwischen den beiden Männern festgesetzt, daß Theodor zwei Jahre im Kloster bleiben und es ihm dann frei stehen solle, einen Lebensberuf zu wählen, welchen er wolle.

Hierauf nahm Berthold Abschied, indem er heute noch nach Hause mußte. „Mein Sohn!" sprach er zu Theodor, „habe Gott vor Augen, lebe fromm und gut, damit ich, deine Mutter und Schwester noch Freude an dir erleben, und wir einst im Himmel wieder zusammen kommen mögen. Lebe wohl, gebe Gott, daß ich dich eben so rein und schuldlos wieder treffe, als ich dich verlasse." Weinend hieng Theodor an dem Halse seines Vaters, doch dieser machte sich los, griff nach Büchse und Jagdtasche und ging. Auf seinen ausdrücklichen Wunsch begleitete ihn Niemand, auch Pater Cölestin nicht, wie sonst gewöhnlich die Treppe hinab; heute wollte der Mann allein gehen, damit Niemand gewahr werde,

welchen Schmerz er fühle, von seinem einzigen Sohne scheiden zu müssen.

Auch Theodor weinte heftig und sah durch das Fenster der Zelle lange dem scheidenden Vater nach, denn aus liebender Rücksicht hatte Pater Cölestin seine und seines Schülers Zelle nach dem Waldwege hin gewählt; — dort geht der Vater, er kehrt sich noch einmal um, er denkt nicht, daß die Augen des Sohnes und des Freundes auf ihn gerichtet sind; er wischt sich die Augen, noch eine Biegung des Weges und er ist ihren Blicken verschwunden.

Als Theodor den Vater nicht mehr sah, da kehrte er sich ab vom Fenster und weinte bitterlich; mitleidig blickte Pater Cölestin auf den weinenden Knaben und dachte, weine dich aus, armer Junge! denn diese Leidenschaft beherrschen hieße das edelste Gut der Menschheit, das beste Gefühl, welches Gott in unsere Herzen gepflanzt hat, die kindliche Liebe, zerstören.

Jedoch der Schmerz des Knaben wollte sich nicht legen, vielmehr fing er an, über heftige Kopfschmerzen zu klagen; der scheunigst herbeigerufene heilkundige Mönch Bonifaz rieth, den Knaben zu Bette zu bringen, bald befiel ihn ein Fieber, worin er von der Welt, wie er sich selbe einbildete, vom Vaterhaus und vom Walde in seltsamen Phantasien zu reden begann.

Doch der Heilkunde und der Kunsterfahrenheit Bonifazius gelang es, den Knaben nach wenigen Wochen, während welcher Zeit Cölestin Theodor fast nie verlassen hatte, wieder herzustellen, nur rieth er ihm, noch einige Zeit das Zimmer zu hüten.

Um dem Knaben einige Unterhaltung zu gewähren, brachte ihm Cölestin aus der Klosterbibliothek ein großes

Buch mit Bildern. — Dieses Buch hatte wohl von Außen ein unscheinbares Ansehen; der Einband war gebräunt, der schwere Messingbeschlag verrostet, als jedoch Pater Cölestin die Schlösser öffnete, zeigten sich den erstaunten Blicken des Knaben mit sauberer Mönchsschrift geschriebene Blätter von Pergament, und nicht genug, daß viele der Anfangsbuchstaben mit Schnörkeln geziert und auf goldenem Grund schön roth und blau gemalt waren, es zeigten sich auch den neugierigen Blicken des Knaben an mehreren Stellen zwischen der Schrift längliche Bildchen, worauf mit überaus fleißigem Pinsel allerlei Menschen und Thiere so lebhaft abgemalt waren, als kämen die Farben so eben aus der Muschel.

Theodor konnte seine Lust kaum sättigen, denn noch nie hatte er vorher eine Malerei gesehen. „Aber lieber Lehrer!“ sprach er zu Cölestin, „wer ist denn dieser Mann, der auf jedem Bilde wieder vorkommt? Im langen Barte, den Pilgerstab in der Hand, die Stirne gerunzelt, schaut er mit bitterm Schmerze auf die übrigen Menschen; es scheint, als habe er eine ungeheure Missethat auf dem Gewissen, welche ihn nie ruhen und rasten läßt, denn auch nicht ein einzigesmal sehe ich ihn auf diesen Bildern in ruhender Stellung abgebildet.

Da ergriff Pater Cölestin, hochentzückt über die Freude, welche das Buch seinem Schüler gewährte, dasselbe, setzte sich zu ihm und erklärte ihm den Sinn der einzelnen Bilder.

„Hier, in diesem ersten Bilde,“ begann Pater Cölestin, „siehst du unsern göttlichen Lehrer und Seligmacher Jesus Christus unter der Last des schweren Kreuzes sinken, und hier zwingen die Kriegsknechte Simon, Je-

sus das Kreuz nachzutragen. Ach sieh! wie todtenbleich unser Heiland ist, und ach! jetzt geht erst die Leidenstraße, der steile Weg nach Golgatha an. Siehst du hier im zweiten Bilde, wie erschöpft der Heiland sich an die Mauer eines armseligen Häuschens am Wege lehnen will? Der Besitzer der Hütte, ein grimmiger Jude, Ahasver genannt, stößt Jesum hinweg und ruft, wie die Sage berichtet: „Hinweg, Verbrecher! hinweg du, der sich für den König der Juden ausgegeben hat, empfange nun den Lohn deiner Verbrechen am schmachbedeckten Kreuzesholz!“

„Doch Jesus blicket ihn so traurig an, als wenn er sagen wollte: „Ach mein Volk! warum verfolgst du mich?“ doch ungerührt der grimmige Jude von Jesus Sanftmuth blieb, er schimpft, er tobt, er hetzet in seiner Wuth sogar ein kleines Hündchen auf den Sohn Gottes, auf den Größten und Erhabensten, der je den Erdboden betrat.

„Jesus öffnet den Mund zum Ausspruche: „Du sollst nicht ruhen, bis ich einst wieder komme.“

„Und weiter geht der Schmerzenszug.

„In dem darauffolgenden Bilde bewegt sich noch immer der traurige Zug den Hügel hinan. Die Juden drängen und stoßen sich, um ja keinen Moment der fürchterlichen Kreuzigung zu versäumen; hatten sie ja doch gerufen: „Sein Blut komme über uns und über unsere Kinder!“ Hier gewahrst du Ahasver, der von seinem bösen Gewissen getrieben, ihrem Zuge folgt, um das traurige Schauspiel, über das sich selbst die Elemente entsetzten, mit anzusehen.

„Er sah es mit an, er sah die Wunder, mit starrem Entsetzen sah er alles, was sich da begab; da kam Gottes Macht über ihn, und hier im Bilde siehst du ihn Jerusalem verlassend in die Welt hinausstürmen, ruhe-

los, rastlos von einem Orte zum andern eilen. Hier im andern Bilde wird Jerusalem vom Römer-Kaiser Titus erobert, der Tempel steht in Brand, Ahasver ist hier, verzweiflungsvoll ringt er die Hände, das einzige Liebe, was er noch auf Erden hatte, sein Sohn Ruben, ist gefallen mit dem Schwert in der Faust in Vertheidigung des Heiligsten seiner Vaterstadt und seines Volkes, des weltberühmten Tempels.

„Das Leben ist ihm von nun an eine Last, er stürzet sich in die Schlachten der Menschheit, den Tod suchend, der ihn doch nie erreicht; einsam auf der Welt zu weilen bis einst Gottes Sohn richten wird die Lebendigen und die Todten, ist sein trauriges Loos."

Dieß und noch mehr erklärte Pater Cölestin unserm jungen Freunde, und dieser konnte sich, wie schon gesagt, gar nicht satt sehen an diesem herrlichen Werke. „O könnte ich so schön malen!" rief er öfters aus, und trennte sich fortan bis zu seiner vollkommenen Genesung nicht mehr von diesem herrlichen Werke des Kunstfleißes des Mittelalters.

Der Zeitpunkt, wo Pater Bonifaz das Ausgehen erlauben konnte, war nun erschienen, und Pater Cölestin führte Theodor überall im Kloster herum. Unter anderm betraten sie auch die Klosterkirche, ein zu Anfange des zwölften Jahrhunderts erbautes kolossales Gebäude. Wie staunte Theodor, als er den Wald von mächtigen Pfeilern und Säulen sah, wie staunte er, als er in die Höhe blickte und droben in schwindelnder Entfernung des Gewölbes gleich einem zweiten Himmel seine hohen Spitzbogen ziehen sah.

Doch warum steht der Knabe und starret plötzlich nach einem Punkte? Dort, wohin er so regungslos

blickt, da schmücken herrliche Glasmalereien die Fenster, durch welche das Licht in gebrochenen zarten gelben, blauen und röthlichen Tönen herein strahlt, laut äußert sich seine Bewunderung, und dieß zwar in solchem Grade, daß sich Pater Cölestin des Gedankens nicht erwehren kann, vielleicht habe Gottes Fügung Theodor zu einem Maler bestimmt. Doch verschwieg der viel erfahrene Mann dem Knaben diesen Gedanken noch, um ihn nicht etwa zu einem falschen Lebensberuf zu bestimmen.

Ruhig wurde nun der Unterricht fortgesetzt, jeder Tag mit Anhörung einer heiligen Messe angefangen und hierauf erst mit den Lehrstunden begonnen. Theodor lernte, seinen Hauptfehler, den Leichtsinn und die Zerstreutheit, immer mehr bezwingen und ablegen, er machte auch täglich größere Fortschritte auf dem Pfade der Wissenschaften, wozu die große Klosterbibliothek den mannigfaltigsten Stoff lieferte.

Zuweilen besuchte ihn sein Vater und er hatte die größte Freude über die Fortschritte, welche sein Sohn in leiblicher und geistiger Beziehung machte.

Er hatte zwar bei allem Fleiße und aller Wißbegierde im Anfange viele Dunkelheiten und mancherlei Schwierigkeiten auf dem unermeßlichen Felde der Wissenschaften zu überwinden; er konnte vieles nicht begreifen, nicht behalten; aber er ließ sich nach dem Rathe seines Lehrers nicht abschrecken, dachte über alles nach, wiederholte, gab auf alles Acht, fragte nach Allem, und das Feld der Wissenschaften zeigte ihm immer reizendere Aussichten, er nahm zu an Weisheit und ward immer thätiger, lernbegieriger, und immer gleichgiltiger gegen Müßiggang und kindische Jugendfreuden.

In den Feierstunden versuchte es Theodor öfters, die

schönen Bilder jenes alten Manuscriptes, das ihm so viele Freude gewährt hatte, mit der Feder nachzubilden, und sein unermüdeter, vor keiner Schwierigkeit zurückschreckender Fleiß brachte es mit der Zeit dahin, daß er bald ordentliche Begriffe vom Zeichnen hatte.

In den Ruhestunden ging er öfters mit seinem väterlichen Lehrer in den weitläufigen Garten des Klosters spazieren; große Obstbaum-Alleen zogen sich darin hin, an Spalieren wuchs köstlicher Wein, und am Ende des Gärtchens, wo der nun langsamer dahin fließende Mühlbach einen Teich bildete, schwammen lustig Forellen und Karpfen im spiegelhellen Wasser herum.

Manchmal besuchte er auch in Begleitung des guten Paters, wenn dieser in den zum Kloster gehörigen Orten predigte und den Gottesdienst versah, die benachbarten Dörfer, wohin der Weg durch grünende Eichen- und Buchenwälder oder durch weite Kornfelder und blumenreiche Wiesen führte.

Da entströmte Weisheit den Lippen seines Lehrers; er sprach zu ihm von Tugend und Rechtschaffenheit, er zeigte dem horchenden Knaben in lehrreichen Beispielen, wie man durch Beherrschung seiner Begierden lernt, sich im Guten zu befestigen; er flößte seinem Schüler die Ueberzeugung ein und legte ihm auf das Dringendste ans Herz, daß alle Künste und Wissenschaften der Welt nutzlos sind ohne Moralität; er beschwor ihn, die wahre Weisheit nur allein in dem Worte Gottes und in den übereinstimmenden Lehren der christkatholischen Kirche zu suchen.

„Dein Leben, sagte er, sey ein Leben in Gott; selig, selig ist der Mensch, welcher Gott gefunden hat in sich, außer sich und überall. Die ganze Welt lacht ihm entgegen

in nie geahnter Wonne und Herrlichkeit, rings ersprießen ihm die Blumen der Wissenschaft, deren Blüthen in einer andern Welt sich erst vollkommen entfalten werden.

„Vergiß nie mein Sohn, daß du ein Kind göttlichen Geschlechtes, ein dem höchsten Urgeist verwandter Geist bist, und diesen Urgeist denke dir in seiner Macht und Herrlichkeit, in seiner Milde und Barmherzigkeit. Vergiß es nie, daß der Allgegenwärtige mit seiner unsichtbaren Kraft dich stets durchdringt, daß er es ist, der in dem Diesseits und Jenseits dein Bestes längst geordnet hat.

„Und so wie Gott, so soll auch Christus in dir seyn; erkenne in ihm den Abglanz Gottes, die Fülle der Gottheit, den Inbegriff aller geistigen Hoheit und Schöne, dein Vorbild, durch dessen Nachahmung auch du zur möglichsten Annäherung an Gott gelangen sollst; Christus sey dein König, dein Herr, dein Führer, dein Freund, er sey das Vorbild deines Lebens. — Dich erfülle jene unaussprechliche Liebe zu Gott, von der Christus durchdrungen war, jener freudige Gehorsam, der da wirkte so lange es Tag war, und währte bis zum Tode am Kreuze, jener Abscheu gegen alles Niedere und Böse, und jenes eifrige Streben nach dem Vollkommeneren.

„Ist dieß der Fall, so wird Christus immer mehr Raum gewinnen in deinem Innern, und er wird in dir, und du wirst in ihm leben. Daß es geschehen möge, dazu verhelfe dir der heilige Geist!"

Schon war der dritte Herbst gekommen, den Theodor im Kloster zubrachte, wo er täglich mehr an Weisheit und Gnade vor Gott und den Menschen zunahm, als der hochwürdigste Abt beschloß, aus der Hauptstadt einen berühmten Maler von großem Künstlerrufe kommen zu

lassen, um in dem Speisesaale des Klosters ein großes Mauergemälde von ihm verfertigen zu lassen.

Der Herr Abt hatte zum Gegenstande dieses Gemäldes das letzte Abendmahl unseres göttlichen Erlösers, oder mit andern Worten, die Einsetzung des hochheiligsten Sakramentes des Altars, gewählt.

Der Maler, ein schon ziemlich bejahrter Mann, kam endlich an; ruhiger Ernst lag auf seinem würdevollen Antlitze und in seiner Haltung; durch seine Freundlichkeit und stets gleichbleibende Gemüthsstimmung gewann er sich bald die Liebe und Achtung aller Klosterbewohner.

Unser Freund Theodor brachte seine meisten Feierstunden, die ihm jetzt Cölestin absichtlich ließ, im Speisesaal beim Maler zu und ging dem großen Künstler, der den freundlichen Knaben bald sehr lieb gewann, auf mannigfaltige Weise an die Hand.

„Aber," sagte einmal der Maler, „mein lieber Freund! sage mir doch, ob du schon einmal malen gesehen hast, da du alles so schnell begreifst, als ob dir alles schon aus Erfahrung bekannt wäre.

Theodor erzählte nun dem aufmerksam zuhörenden Maler, wie er, seit er jenes alte Buch gesehen, eine besondere Neigung zum Zeichnen und Malen in sich gefühlt habe, und daß er große Lust hätte, ein Maler zu werden.

Der Maler dachte über die Sache nach und sprach noch am nämlichen Abende mit Pater Cölestin und mit dem Abte, indem er versprach, Theodor gegen ein mäßiges Lehrgeld zu sich zu nehmen, und ihm in drei Jahren die richtigsten Begriffe seiner Kunst beizubringen.

Pater Cölestin verfügte sich mit Bewilligung und im Auftrage des Abtes in das Försterhaus zu den Eltern Theodor's, welche ihre Einwilligung in so fern gerne

gaben, als sie sich von den Anordnungen des würdigen Gottesmannes nur das Beste versprachen.

Später kam Vater Berthold selbst in das Kloster und sprach unter Anderm zu dem Maler: „Bilden Sie aus meinem Sohne einen arbeitsamen, brauchbaren Menschen, vor Allem aber vergessen Sie nicht, auch auf die Bildung seines Herzens Rücksicht zu nehmen."

Inzwischen war der Winter gekommen, und der Maler, welcher Meister Rogier hieß, benützte die langen Winterabende, an welchen er an seinem Bilde nicht mehr arbeiten konnte, um Theodor Unterricht im Zeichnen, jener Grundlage der Malerei, zu geben, in welchem Fache Theodor, unterstützt von seinem gewöhnlichen ausdauernden Fleiße, bald große Fortschritte machte.

So kam allmählich der Zeitpunkt heran, an welchem das große Bild im Speisesaale fertig war und die Abreise vor sich gehen sollte.

Das Bild gefiel Allen sehr wohl, besonders aber dem Herrn Abte, einem großen Kenner der Künste, und er äußerte darüber die höchste Zufriedenheit.

In dem Bilde war der Moment dargestellt, wo Jesus zu seinen Jüngern sprach: „Nehmet hin und esset!" Jesus hebt das Brod in die Höhe, sein seelenvolles Auge blickt auf, die rechte Hand drückt er auf die Brust, als wollte er sagen: „Es ist meine Liebe, die dieses Gedächtniß einsetzet."

Herzergreifend war die ganze Darstellung, und Niemand konnte das Bild ohne Rührung betrachten: Johannes mit den frommen liebevollen Blicke, welch ein Vorbild für einen Jüngling! auf der andern Seite Petrus mit fromm gefalteten Händen, andächtig sich nahend,

die übrigen Jünger aber in stummer Ehrfurcht und stiller Andacht der göttlichen Worte horchend.

Als lebhaften Gegensatz dieser Menschen hatte der Maler den Judas dargestellt; dem boshaften Verräther schien es unwohl im Kreise der übrigen, sein Herz schien verhärtet in Bosheit, denn wie hätte er bei Anhörung der göttlichen Worte ungerührt bleiben können?

Mit geballter Faust stemmt er sich auf den Tisch, mit gerunzelter Stirne, zusammengezogenen Augenbraunen und stier blickenden Augen schaut er auf den Boden nieder.

„Dieß ist das Bild der Habsucht und der Sünde,“ sagte bei Betrachtung dieses gelben, blassen Gesichtes, der Abt, „o fliehet doch ihre Schlingen! sehet, Judas konnte seine Begierde nach Geld nicht überwinden, und er gehet hin und verräth seinen göttlichen Meister.“

Theodor reiste indeß noch für ein paar Tage in die Heimath, wo Alles zu seiner langen Abwesenheit vorbereitet wurde, denn Vater Berthold und Meister Rogier hatten beschlossen, daß während der Lehrjahre Theodor seine Heimath nie besuchen sollte, besonders weil die Hauptstadt sehr entfernt lag, und die Verbindung einzelner Orte in jener Zeit sehr erschwert war.

Traurig war der Abschied, weinend schieden die Mutter und Rosalie von dem Sohne und Bruder, welchen der Vater in das Kloster zurück begleitete, wo er dem fremden Meister noch einmal dringend das leibliche und geistige Wohl seines Sohnes anempfahl.

Der Tag der Abreise war indeß herangekommen. In der Zelle Cölestin's befindet sich Theodor; noch einmal gibt er ihm Lehren und Ermahnungen, noch einmal

horcht Theodor den Lehren, die dem gottbegeisterten Munde Cölestin's entströmen.

„Gehe oft in die Kirche," sprach er unter Anderm, gehe recht oft hin und gib Gott, was Gottes ist. Wie Maria saß zu den Füßen des Herrn, um zu vernehmen die süßen Lehren aus seinem Munde, so sitze auch du gerne dort in den geheiligten stillen Räumen und öffne dein Herz den Worten des Lebens; erwähle auch du den besten Theil.

„Sprich nicht, die Predigt könne dich nicht erbauen, du könnest zu Hause eben so gut beten, man würde deinen öfteren Kirchenbesuch belachen, würde dich für einen Frömmler halten; nein, der Sonn- und Feiertag sey dir heilig, und keines Thoren fade Witzelei und Spötterei über Predigt und Gottesdienst verleite dich je, den Feiertag zu entheiligen.

„Wisse, daß du aus jeder Predigt lernen kannst, und selbst aus einer weniger guten Predigt wirst du wenigstens e i n e n guten Gedanken für die Woche gewinnen können.

„Siehe auch ganz ab von der Persönlichkeit des Predigers, und wende dich nur dem Inhalte der Predigt zu. Sey aber nicht ein vergeßlicher Zuhörer, sondern ein Vollbringer des Wortes, und suche eben so bereitwillig mit deinen Händen Gott zu dienen, wie du mit deinem Herzen Gottesdienst gehalten hast; dann wird es dir um so eher gelingen, aus dem Acker deines Herzens alles Böse auszurotten und Frömmigkeit und Demuth hineinzupflanzen.

„Schon das Kind muß sich an Arbeitsamkeit gewöhnen, noch weit mehr mußt du dich als Jüngling einer fortwährenden Thätigkeit befleißen. Werde nie

läſſig in deinem Werke, und ſelbſt dann nicht, wenn es dir auch ſchwer fällt.

„Nur durch raſtloſe Thätigkeit kommt man zum Ziele; nur durch raſtloſe Thätigkeit begründeſt du auch dein Glück und erwirbſt dir die Liebe und Achtung Anderer.

„Frage dich ſelbſt einmal: könnteſt du deine Liebe und Achtung einem Jünglinge ſchenken, der ſeine Tage unnütze vergeudet und unthätig verloren gehen läßt? Wird dir nicht der Jüngling allein achtungswerth erſcheinen, der redlich wirket und raſtlos arbeitet?

„Siehe, ſo wirke auch du mit möglichſter Ausdauer ſo lange es Tag iſt, ehe die Zeit deines Lebens kommt, wo es dir ſchwerer wird, zu wirken und zu lernen, als jetzt in den Blüthejahren deines Lebens.

„Verſchiebe nie auf den folgenden Tag, was du noch heute thun kannſt; laſſe auch Andere nicht das thun, was dir ſelbſt zu thun obliegt.

„Bedenke ferner: Müſſiggang iſt der Vater des Mangels und der Noth, der Armuth und Dürftigkeit, der Schande und Verachtung, der Sünde und des Laſters; nützliche Thätigkeit aber bringt Freude und gebieret Wohlſtand und Segen.

„Nenne nie die Faulheit deine Freundin und verſchließe dem Müſſiggange die Thür; nur der Arbeitſame und Thätige erntet Ruhm und Ehre, findet ſein Fortkommen, wird geprieſen in der Stadt und auf dem Dorfe, und gelangt bald zu dem feſten Platze ſeiner künftigen Thätigkeit.

„Verfalle nie wieder in deinen frühern Fehler, in den der Zerſtreutheit; hüpfe nicht von Arbeit zu Arbeit, ſondern beharre in dem, was du begonnen haſt. — Verliere keinen Augenblick, denn das Leben beſteht in Augenblicken,

und keine verlorene Stunde kehrt zurück. Stehe früh auf, denn Morgenstunde hat Gold im Munde; lege dich spät zur Ruhe, denn die stillen Abendstunden sind gewinnreich für Verstand und Herz.

„Lasse dir's auch sauer werden, um dir die nöthigen Kräfte, Fertigkeiten und Kenntnisse zu verschaffen; du möchtest vielleicht wohl oft am Morgen länger schlafen, aber das Tagesgeschäft ruft dich zur Arbeit; du möchtest wohl dieses oder jenes Vergnügen mit Andern theilen, allein thue es nie, wenn du irgend ein nöthiges Geschäft darüber versäumst.

„Lasse dich nie irre machen, sondern überwinde muthig alle und jede Hindernisse, wiederhole einen fehlgeschlagenen Versuch noch zehnmal, gehe in der Anwendung deiner Kräfte immer stufenweise vom Leichtern zum Schwerern, vom Einzelnen zum Ganzen, und die Arbeit wird dir dann immer leichter von der Hand gehen, die Versuche werden dir immer besser gelingen; du fühlst Vermehrung deiner Kraft und lernest sie immer geschickter und zweckmäßiger anwenden.

„Das Gefühl vermehrter Kraft ist süß; die sichtbare Zunahme und das Wachsthum der körperlichen und der geistigen Kraft gewährt uns immer fröhlichere Aussichten und erweckt unsern Fleiß immer mehr, das schöne Ziel sicherer und schneller zu erreichen, und siehe, es ist immer besser, den rauhen Pfad zuerst zu erklimmen und dann auf ebener Bahn zu wandeln, als umgekehrt.

„In Mäßigkeit, in Entsagung, im Entbehren suche dein Lebensziel, deine Freude, deinen Stolz. Hierin liegt die Quelle des nie versiegenden Genusses und tausendfach wirst du für das entschädiget werden, was du willig entbehrst.

„Und frage dich selbst, geziemt tobender Jubel, unersättliches Haschen nach Vergnügen und nach Lustbarkeiten, leidenschaftlicher Sinnengenuß einem Menschen, der vielleicht morgen schon vom Grabe aufgenommen wird, einem Menschen, der von Gott zu Wichtigem und Hohem berufen ist?

„O du bist ein glücklicher Jüngling, wenn du dich von deines Gottes heil. Geiste durch die gefährlichste Zeit deines Lebens leiten läßt! Nie wird die Schlange der Reue an deinem Herzen zehren, nie die gekränkte Unschuld dir fluchen, nie die unnütz entflohene Jugendzeit dich anklagen, und rein und froh trittst du ins männliche Alter!

„Groß ist der Kampf; — doch schön der Sieg!" —

Drittes Kapitel.

Die Malerschule.

Zwei Pferde trugen Theodor und Meister Rogier, während ein Knecht mit einem schwer bepackten Saumthiere folgte.

Wohl schaute Theodor oft sich um, als er das stille Kloster hinter sich hatte, doch die Ferne leuchtete in anmuthiger Pracht, es war Frühling, und Frühlingslüfte wehten, wer möchte in dieser Zeit nicht reisen?

Ihr Weg ging bald durch reinliche Dörfer, bald an herrlichen Schlössern vorüber, und am sechsten Tage Abends spät ritten sie eine grünende Anhöhe hinab,

und die große Hauptstadt lag vor ihnen und leuchtete mit unzähligen Lichtern ihnen entgegen. Eine solche Menge erleuchteter Fenster, eine solche Masse Häuser hatte der Jägerssohn wohl noch nie gesehen, und laut äußerte er seine Bewunderung darüber.

Rogier weidete sich am Erstaunen seines jungen Schülers, welches sich noch vermehrte, als sie an vielen zierlichen Landhäusern und Gärten vorbei kamen, die meistens in hellem Kerzenglanze stralten, und aus welchen fröhlicher Seitenklang und muntere Gesänge ertönten.

Theodor meinte, er sey schon lange in der Stadt, da thaten sich erst auf Rogier's Ruf die gewaltigen Thorflügel auf, die damals regelmäßig zur bestimmten Stunde geschlossen wurden, und sie ritten durch das widerhallende Thorgewölbe wie in eine riesenmäßige Burg ein.

So ging es durch die Gassen der Stadt. Theodor's Pferd scheute so eben vor einem Lichtstreifen, der blinkend aus den hohen Bogenfenstern eines ansehnlichen Hauses auf die Straßen schien, als Meister Rogier rief: „wir sind zur Stelle!" vom Pferde sprang und dieses an den Pfortenring band. Theodor folgte seinem Beispiele, während auf Rogier's Schellen zwei Hunde im Hofe laut anzuschlagen begannen.

Eine ältliche Frau, deren die Hunde beruhigende Stimme sie bis vor das Thor vernahmen, öffnete, und nach frohen Begrüßungen des Meisters und Hausherrn wies sie den Knecht mit den Rossen in den Stall und half demselben das Gepäck abladen.

Das Thor wurde wieder sorgfältig geschlossen, Meister Rogier aber ergriff Theodor's Hand, führte ihn die

Treppe hinauf und öffnete langsam die Flügelthüre. Blendend drangen Ströme von Licht aus einem hell erleuchteten Saale, in welchen die beiden Angekommenen eintraten.

Von der Decke des Saales hing ein mit vielen Lichtern versehener Kronleuchter herab, dessen Licht gegen die Mitte des Zimmers zu durch große Schirme gemäßigt war, sechs Jünglinge, größtentheils älter als Theodor, saßen im Halbzirkel um eine große Gypsfigur und beschäftigten sich eifrig damit, selbe abzuzeichnen.

Ein junger Mann von hoher Statur beugte sich eben zu einem der Zeichnenden nieder und corrigirte dessen Werk; kaum hatte er jedoch bemerkt, daß die Thüre des Saales geöffnet werde, so richtete er sich augenblicklich aus seiner gebückten Haltung in voller Höhe auf, und sah mit zorniger Miene auf die Eintretenden.

Doch kaum hatte er Rogier erkannt, als er mit ausgebreiteten Armen auf ihn zueilte und fröhlich ausrief: „Ei Bruder Rogier! kommst du schon wieder, das freut mich, und was für ein Wunderthier," er zeigte auf Theodor, „bringst du uns denn da mit?"

„Auch mich, Bruder Archibald!" entgegnete Rogier, „freut es herzlich, dich mit deinen Schülern gesund und wohl anzutreffen, doch habe ich dir hier kein Wunderthier, wie du dich auszudrücken beliebst, mitgebracht, sondern einen lieben, braven und hoffnungsvollen Jungen, welcher in Zukunft mein Schüler seyn wird, und als solcher von deinen Schülern volle Achtung zu empfangen hat."

Archibald, der Stiefbruder Rogier's, ein sehr geschickter, aber im höchsten Grade leichtsinniger junger

Mann, biß sich in die Lippen, bewillkommte aber Theodor doch auf das Herzlichste.

Dieser war indeß von einem der Zeichnenden zum andern gegangen, und bewunderte nicht wenig ihre große Geschicklichkeit in einem Fache, das er kaum zu üben angefangen hatte; er brannte vor Begierde, in Bälde auch so etwas zu leisten. Meister Rogier aber trat jetzt zu ihm und führte ihn in das Wohnzimmer, wo sie bei einem trefflichen Mahle, an welchem auch der Klosterknecht, ihr Begleiter auf der Reise, Antheil nahm, sich von den mancherlei Beschwerden der Reise erholten.

Am andern Tage wurde Theodor ein schmuckes Zimmerchen angewiesen, und er beeilte sich, seine mitgebrachten Sachen und Effekten darin zu ordnen und dann einen langen Brief an Pater Cölestin zu schreiben, indem am nächsten Tage der Knecht wieder in das Kloster zurückkehren sollte.

Und so befindet sich denn unser junger Freund allein in der großen Stadt, weit entfernt von allen Bekannten früherer Tage, sich selbst und dem Beistande seines göttlichen Schutzengels überlassen.

Schnell schwanden unter mannigfaltigen Beschäftigungen die Wochentage dahin. Am Sonntage führte ein älterer Kunstschüler Archibald's „Lukas“ genannt, unsern Theodor in die Kirche und zeigte ihm zugleich die Merkwürdigkeiten der Stadt.

Besonders bewunderte Theodor die vielen Glockenspiele, welche nach der Sitte der Niederlande sich fast von jedem Thurme hören ließen, und deren zauberische Töne ihn mehr als einmal zum Stillstehen veranlaßten.

Nachmittags führte Meister Rogier selbst Theodor in das Kloster der Hieronymiten, in welchem ein Mönch,

Pater Widolf genannt, lebte, ein Freund Cölestin's in den Tagen der Jugend, an welchen Theodor von seinem frühern Lehrer einen Brief abzugeben hatte.

Der alte Widolf freute sich herzlich, auch einmal wieder etwas von dem Freunde seiner frühern Tage zu vernehmen; er fragte unermüdet nach seinem Befinden, und freute sich herzlich, daß derselbe noch immer gesund und im Herrn vergnügt lebe, wie einst in den Tagen der Jugend, wo sie Arm in Arm mit einander an den Ufern des Rheines lustwandelten.

Da jedoch heute seine Zeit sehr beschränkt war, so lud er unsern jungen Freund ein, ihn am nächsten Sonntage zu besuchen, was dieser, wie sich leicht denken läßt, hocherfreut versprach.

Sie entfernten sich, und Rogier zeigte ihm, da der Tag noch nicht sehr vorgerückt war, noch manche Sehenswürdigkeit der Stadt.

Dem Fleißigen vergeht die Zeit schnell, dieß erfuhr auch Theodor; der Sonntag kam wieder, er wußte selbst nicht wie, so schnell war ihm unter seinen Arbeiten die Zeit vergangen, und er beeilte sich, Nachmittags seinen neuen Bekannten, den Pater Widolf, zu besuchen, nicht achtend der spöttisch hingeworfenen Worte Archibald's: „Gehst du so schnell wieder deinen alten Klosterbruder zu besuchen? ich wünsche dir viel Vergnügen!"

Erfreut empfing Widolf seinen jungen Bekannten und sprach viel mit ihm. „Siehe, lieber Sohn!" sagte er unter Anderm, „in dem Schreiben meines alten Freundes Cölestin an mich ist auch eine Stelle, worin er mich bittet und beschwört, ich möchte über die Verhältnisse in Rogier's Hause die genauesten Erkundigungen einziehen

und dich sodann warnen, wenn irgend etwas deiner Tugend nachtheilig zu werden drohe.

„Ich habe diesem Rufe Folge geleistet und kann dir nun mittheilen, daß Meister Rogier eben so achtbar als Künstler, wie als Mensch, und ein frommer, religiöser Mann ist, der durch seine fromme gemüthsvolle Darstellungsweise Vieles zur Verherrlichung Gottes beiträgt.

„Hüte dich aber, mein Sohn, vor seinem Stiefbruder Archibald, der zwar nicht minder ausgezeichnet als Künstler ist, jedoch ein sehr ausschweifendes Leben führt, oder mit andern Worten gesagt, ein Spieler, ein Trinker, ein Raufbold, ein Religionsspötter ist; lasse dich daher nicht näher mit ihm ein, du wirst täglich älter, und leicht, ja vielleicht sehr bald, könnte der Zeitpunkt kommen, wo er dich zu seinem Freunde zu machen suchen wird. Gehe ihm aus dem Wege, oder gestatten es deine Kräfte und deine Verhältnisse, so behaupte dein geistiges Gleich- oder Uebergewicht, tritt ihm männlich stark entgegen und zeige mit edler Festigkeit entschlossenen Widerstand gegen seine Versuchungen.

„In deiner jetzigen Eigenschaft als Schüler Rogier's kann ich dir den Rath geben, strebe nach dem Höchsten und Edelsten, bilde Verstand und Kräfte, veredle Gefühl und Willen und fliehe ängstlich jeden Anflug von Stolz und Eitelkeit! Bescheidenes Verdienst allein sey dein herrlichster Schmuck, es ist des Reichen reichster Reichthum, des Hohen bester Ruhm, des Heitern unverwelklichste Freude, des Verkannten bester Trost, und schließlich dein dauerndstes Gut und bester Empfehlungsbrief."

So sprach der fromme Vater Widolf, und mit offenem Herzen hörte ihm Theodor zu. An jedem Sonn-

tage fand er sich, nicht achtend der Spötteleien seiner Mitschüler, bei demselben ein, und welche Schätze von Weisheit strömten da von den Lippen des alten Mönchs, der viele Jahre in der Welt gelebt, einst eine bedeutende Stufe im öffentlichen Leben behauptet hatte und nun seine Erfahrungen dem jungen Kunstjünger bereitwillig mittheilte.

Er war an den Küsten Spaniens gewesen und hatte selbe in den Reihen der Krieger Ferdinand Kortez verlassen, hatte Amerika erobern helfen, jedoch der Grausamkeiten und der Geldgierde der Kriegskameraden oft Einhalt thun wollen, sich aber dadurch bei denselben verhaßt gemacht, so daß er bei den verdorbenen Menschen nicht einmal mehr seines Lebens sicher war.

Er kehrte nach Europa zurück, seine Eltern waren todt, sein Freund im Kloster. Der Welt, und was in ihr ist, satt, suchte er seinen Seelenfrieden in der Einsamkeit, und so traf es sich denn, daß wir ihn im Hieronymiten-Kloster getroffen haben.

Theodor liebte ihn über Alles und achtete wenig darauf, daß die übrigen Kunstschüler ihn bespöttelten, daß er das Leben so wenig genieße; denn auf diese Weise, meinten sie, werde wohl nie ein guter, lebensfroher Maler aus ihm.

Dieß schmerzte freilich Theodor einigermaßen, doch fand er seinen Trost in der Liebe und Achtung seines braven Lehrmeisters Rogier, der ihn wohl selbst öfters zum Pater Widolf begleitete und gerne auf die lehrreichen Erzählungen des welterfahrenen Paters horchte.

Einst erzählte dieser ihnen, als sie an einem Sonntage Nachmittags in seiner Zelle saßen, von seinem frühern Soldatenleben.

„Ich war," sagte er unter Anderm, „noch ein junger

Mensch, als ich Soldat wurde, vielleicht der jüngste im ganzen Heere, ich sah dort viel Böses, habe sogar selbst oft, ich leugne es nicht, große Lust gehabt, daran Theil zu nehmen, aber Gott sey gelobt! ich habe immer meine bösen Begierden zu beherrschen gewußt und bin auf diese Weise von der Sünde immer frei und rein geblieben."

„Aber Pater Widolf," fiel Rogier ein, „habt Ihr nicht auch manchmal Schläge bekommen? die sollen ja bei den Soldaten gar nicht selten seyn." „O ja," antwortete Widolf, „im Anfange meines Dienstes hatte ich einen schrecklich bösen Corporal, Don Geiferos genannt; er hatte eine Frau, die war noch viel schlimmer als er; hatte sie ihm nun einmal den Kopf recht warm gemacht, dann ließ er seinen Aerger an den Soldaten aus. Auch an mich kam öfter die Reihe; der Corporal hatte wieder den Sturm im Kopf, und ehe ich mich's versah, stieß er mich mit der Faust auf die Brust, daß ich mich etliche Schritte aus dem Gliede gebracht sah, ich wußte selbst nicht wie, und hierauf zählte er mir Hiebe auf, daß ich mich zusammen bog, wie eine junge Birke im Winde.

„Ich hätte vor Aerger zerspringen mögen, doch da fielen mir die Worte ein: Ohne Gottes Schickung fällt kein Haar vom Haupte des Menschen, Gott läßt nichts geschehen, was uns nicht zum Heile gereichte. Dieß fiel mir ein und bewog mich zum Nachdenken; ich lernte auf diese Weise, Unrecht leiden und meine Schuldigkeit thun, sollte ich auch mit Undank belohnt werden.

„Auf diese Weise habe ich mein Soldatenleben immer vergnügt zugebracht, habe gar Vieles gelernt, was ich früher nicht konnte, und ohne die Lehrmeisterin vieler Kenntnisse, die Erfahrung, wohl nie gelernt haben würde.

„Ich kann z. B. hungern, kann dursten, kann auf

Brettern so gut schlafen, wie auf Federbetten, kann vor der Klosterküche stehen und Braten riechen und trockenes Brot dazu essen."

„Aber, sagte Rogier, „dieß sind nun eben Künste, aus denen ich mir nicht viel mache."

„Sie sind aber," fuhr Widolf fort, „gewiß viel werth, und hätte mir der liebe Gott meine eigene Haushaltung beschert, sollten sie mir gewiß große Dienste geleistet haben.

„Doch ich will fortfahren in dem, was ich eigentlich erzählen wollte. Ich hatte einmal einen Kriegskameraden, einen alten grauköpfigen Landsknecht, der in dieser Eigenschaft fast allen Monarchen des Erdbodens gedient hatte. In Ungarn nahm er an den Türkenkriegen Theil, er war gegen die heidnischen Völker gezogen und sonst auf allerlei Art, auf die mannigfaltigste Weise von seinem Schicksalssturme von einem Orte zum andern herumgeworfen worden, und so kam es auch, daß er mein Waffenbruder in Amerika wurde.

„Seltsame Zufälle der Welt! Dieser rauhe Kriegsmann hatte unter seinem harten Eisenpanzer das frömmste, tugendhafteste Christenherz, das mir je vorgekommen, und verdiente, allen Soldaten als ein Muster aufgestellt zu werden.

„Besonders gerne hörte er das Wort Gottes an, und bei keiner Predigt wurde er vermißt. Einige Tage vor einer Schlacht predigte ein Feldpater über die Worte Jesu Christi: „In dem Hause meines Vaters sind viele Wohnungen zubereitet," und der Mönch führte, um in den Sinn der Soldaten einzugehen, diesen Gedanken weiter aus. Einige Tage darauf kam es zur Schlacht; heiß wurde gestritten, der Pulverdampf legte sich wie Nebel

über das Gefilde. Es war am Eingange eines amerikanischen Urwaldes, und Fuß für Fuß machten die Indianer den Boden ihrer Heimath streitig. Ich focht an der Seite „Hänsleins von der langen Straat," wie er geheißen wurde, in den Reihen der Landsknechte; plötzlich vermißte ich ihn an meiner Seite, unmöglich war es, ihn zu sehen, da wir zudem in diesem Augenblicke heftiger angriffen, unterstützt von einem Häufchen Reiter, welche Ferdinand Kortez selbst zu unserm Beistande herbei führte.

„Bei diesem Anblicke kam panischer Schrecken unter die feindlichen Schlachthaufen, sie flohen, nur schwach verfolgt von unsern durch den langen Kampf erschöpften Streitern.

„Es wurde Abend; die Glühwürmer begannen zu fliegen, aus dem lauen Strome blickten die amerikanischen Krokodille, Aligators genannt, als ob sie die Kühle genießen wollten, als ich mit einer harzigen Fackel vom Kienbaume versehen über das einsame Schlachtfeld ging, um Hänslein zu suchen.

„Lange irrte ich vergebens auf dem Schreckensfelde herum, endlich fand ich, o des traurigen Anblicks für mein ihn zärtlich liebendes Freundesherz! ihn auf zwei Indianer Leichen hingestreckt, beide von ihm in der grausamen Pflicht der Selbstvertheidigung erschlagen, wie ich glaubte.

„Doch bald sah ich die Ursache seines leblosen Daliegens; ein Pfeil war in die breite Brust gedrungen, dicht über dem Orte, wo der Harnisch an die Achsel schließt.

„Ich nahm ihm die Stahlkappe ab, holte aus dem Strome Wasser und spritzte es in sein Gesicht; er begann sich wieder zu regen, doch die Augen hob er nicht mehr in die Höhe, leise murmelten seine Lippen, angestrengt horchte

ich, da hörte ich ihn deutlich die Worte sprechen: „Es ist noch Raum in deinen Wohnungen, mein Jesu!" — Amen! dachte ich, Hänslein lehnte den Kopf zurück und war eine Leiche.

„Noch im Tode drückte er das gewaltige Schlachtschwert, dessen Griff ein Kreuz bildete, fest an sein Herz.

„Mit meiner Hellebarde grub ich ein Grab und legte den Leichnam meines Freundes hinein, schnitzelte noch spät in der Nacht mit einem Dolche ein kleines Kreuz und pflanzte es auf sein Grab.

„Ich saß auf dem Grabeshügel unter einer ungeheuren Tamarinte; das Mondlicht erleuchtete das öde Schlachtfeld, ich weihte dem Gefallenen eine Thräne, doch gellend bliesen die Hörner durch die Nacht, und ich ging dem Scheine der Wachtfeuer nach und dort in den Reihen meiner Kameraden zur Ruhe."

Tief erschüttert schwieg Vater Widolf, und es wollte an diesem Abende kein Gespräch mehr zu Stande kommen; die beiden Maler empfahlen sich und gingen nach Hause.

Am andern Tage, als Theodor mit Meister Rogier allein war, sagte er zu ihm: „Die Erzählung des lieben Pater Widolf's von gestern liegt mir so lebhaft im Sinne, daß ich mich wohl getraute, sie zu malen."

„Thue es, lieber Theodor!" versetzte sein Meister, „gerne will ich dir dabei meinen Beistand gewähren."

Zum nächsten Namensfeste Widolf's trugen Rogier und Theodor das Bild, welches der Meister mit einem schönen Rahmen geziert hatte, ihm in die Zelle.

Der Alte war bis zu Thränen gerührt von dieser Aufmerksamkeit und betrachtete mit lebhafter Freude und

zugleich mit stummer Wehmuth das trefflich gelungene Gemälde.

Dunkle Dämmerung umhüllte das flache Ufer eines Flusses, als vom himmlischen Lichte beleuchtet, im Arme seines Freundes und Kampfgenossen ein Mann vom Leben schied, um dessen Leib zwar noch Erdenlichter leuchten, dessen Auge jedoch schon Himmelsglanz bestrahlt; denn hoch aus den Wolken tritt Jesus hervor, die strahlende Lorbeerkrone, die er in der Hand hält, dem Todesengel darbietend für die Seele des dahin scheidenden Kriegers.

Lebhaft dankte Widolf, und am andern Tage schickte Rogier Theodor in das Kloster zu dem Pater.

Widolf ging ihm erfreut entgegen und sprach zu ihm: „Dein Bild erfreute mich recht herzlich, und da ich durchaus nicht undankbar seyn mag, so habe ich beschlossen, dich die italienische Sprache zu lehren, und zu diesem Zwecke gibt dein Lehrmeister Rogier dir täglich eine Freistunde.

„Da dieser meint, du müssest zur größern Ausbildung in deiner Kunst nach vollendeten Lehrjahren noch Italien besuchen, so könnte dir in solchem Falle die Kenntniß der Landessprache nicht anders als vom größten Nutzen seyn."

Daß Theodor erfreut war, dürfen wir unsern Lesern wohl nicht erst sagen; herzlich küßte er dem alten zitternden Greise die Hand und eilte nach Hause, um seinem guten Meister zu danken.

So vergingen allmählich zwei Jahre; Theodor hatte schon mehrere Bilder selbst gemalt, und alle, welche die Werkstätte Rogier's besuchten, um die Wunder seines schöpferischen Pinsels zu schauen, wunderten sich über

die hohe Kunstfertigkeit des Schülers, die ihnen der Meister neidlos anpries.

Aber er hatte nicht allein an Kunstfertigkeit zugenommen, sondern auch an innerer Herzensgüte, an Tugend und Frömmigkeit hatte er sich einen Schatz gesammelt, den, wie die heilige Schrift sagt, weder Diebe stehlen, noch Motten zerfressen können.

Jedermann mußte seine Freude an dem jungen Maler haben, wenn er nach der Sitte seiner Zeit den kurzen Degen an der Seite, im knapp anschließenden Anzuge, die Zeichnungsmappe unter dem Arme dahinschritt, um im Walde die Baumarten zu studiren, und sie in lebhaften, korrekten Zeichnungen zum künftigen Gebrauche aufzubewahren, oder mit Meister Rogier die Kirche irgend eines Ortes zu malen. In dieser Kunstfertigkeit hatte es Rogier sehr weit gebracht, was gewiß ein gutes Zeugniß für seinen moralischen Lebenswandel ist, da es, wie man auch in der Kunstgeschichte liest, nur frommen Männern, die sich eines reinen Lebens befleißen, gelungen ist, etwas zu schaffen, über welches der Hauch des Göttlichen und Himmlischen verbreitet ist.

Theodor hatte jedoch auch oft trübe Stunden. Meister Rogier hatte bei allen seinen Tugenden auch seine schwachen Seiten, — und wer hätte solche nicht? er war dann heftig und aufbrausend und Niemand konnte ihm etwas zu Danke machen.

Theodor dachte aber, jetzt muß ich zwar dienen, aber es kommt auch eine Zeit, wo ich Herr seyn werde, jetzt muß ich zwar gehorchen, aber die Reihe des Befehlens wird auch an mich kommen; ich muß mir jetzt manche Unannehmlichkeiten gefallen lassen, muß auf manches Vergnügen Verzicht thun, manche Nacht schlaflos zubringen,

manchen Tropfen Schweiß vergießen, muß als Schüler manche grobe Handarbeit verrichten; aber die Zeit wird ja auch wohl kommen, wo ich es nicht mehr nöthig haben werde, dieß zu thun, wo ich auch Ruhe und Erquickung genießen und an der Seite einer würdigen Gattin mich des Lebens freuen werde.

Er dachte immer an Pater Widolf's Worte, der einmal zu ihm gesprochen hatte: „Bete und arbeite ohne Unterlaß! Wohl dem, der den Herrn fürchtet und auf seinen Wegen geht; du wirst dich nähren von deiner Händearbeit, wohl dir, du hast es gut!"

Archibald, Rogier's Bruder, dagegen hatte noch niemals einen frommen Gegenstand gemalt; Wirthsstuben, betrunkene Bauern, Raufereien, Trink- und Zechgelage, das waren die Gegenstande, die seinen Pinsel beschäftigten. Wollte er wirklich einmal etwas Großes und Erhabenes darstellen, so war es höchstens eine Landschaft, oder eine Schlacht, die er sich zum Ziele seines Strebens wählte.

Schon oft hatte er sich unserm Theodor genähert, da ihm die hohe Bildung und die Geistesgaben desselben nicht entgangen waren; er versuchte ihn oft an sich zu locken, aber Theodor widerstand jeder Versuchung und mied sogar den Umgang mit Archibald's fröhlichen, leichtsinnigen Schülern.

So war es wieder Winter geworden, und Rogier sprach eines Tages: „Es ist zu deiner Ausbildung höchst nöthig, wie ich dir schon öfters gesagt habe, daß du Italien, das Land der eigentlichen, religiösen Malerei besuchst, da in diesem Lande die Kunst von Päpsten und Fürsten gepflegt wirklich Außerordentliches leistete.

„Eine Reise nach diesem Lande und der Aufenthalt da-

selbst ist aber immer gefährlich, und da du leicht in den Fall kommen könntest, dich persönlich mit dem Degen in der Faust vertheidigen zu müssen, so wäre es dir höchst nützlich, wenn du diesen Winter den Fechtboden besuchen wolltest; die Fechtkunst gibt der Hand und dem Auge Sicherheit, und in keinem Falle würdest du zu bereuen haben, meinen aufrichtigen Rath befolgt zu haben."

Theodor befolgte seinen Rath, besuchte den ganzen Winter die Fechtschule regelmäßig und erlangte, da er in allem, was er vornahm, stets die größte Beharrlichkeit zeigte, auch hierin bald die größte Sicherheit und Gewandheit, so daß Wenige ihm mit dem Degen oder dem Schwerte in der Faust Widerstand zu leisten vermochten.

Die Lehrjahre waren zwar nun überstanden, doch Theodor blieb, da er einsah, daß er noch manches lernen könnte, noch ein volles Jahr bei Meister Rogier, in welcher Zeit er sich zugleich eine hübsche Summe zur Reise nach Italien zusammen sparte.

Endlich war die Stunde des Scheidens aus dem Hause Meister Rogier's und ein neuer Abschnitt in Theodor's Leben herangekommen, und er wollte das Vaterhaus noch einmal besuchen, bevor er die italienische Reise, welche man damals allgemein als ein höchst gefährliches Wagestück zu betrachten pflegte, antreten würde.

Den Abend brachte er in Gesellschaft Pater Widolf's zu, den lehrreichen Ermahnungen horchend, die der gute Alte ihm gab. „Du hast," sagte er unter Anderm zu ihm, „nach der Aussage Meister Rogier's von Gott ein wahrhaft hohes Künstlertalent empfangen, — wende selbes nur zum Guten an, entweihe nie die Kunst, diese Tochter des Himmels durch Behandlung von Gegenständen, die unter der Würde ihres himmlischen Berufes

liegen. Mache sie nie zur Magd, gleich Archibald, erlaube dir nie die Darstellung eines unsittlichen Gegenstandes, ja nicht einmal eines ganz gemeinen. Veredlung des Schönen, Großen, Erhabenen, Vergeistigung des Sinnlichen ist allein der Zweck der Kunst. Unsittlichkeit ist an und für sich schon diesem Zwecke entgegen, und du würdest dir einst durch die Behandlung eines unsittlichen Gegenstandes vor deinem ewigen Richter schwere Verantwortung zuziehen.

„Allein auch deinem zeitlichen Werthe würdest du dadurch großen Abbruch thun, denn nur das Uebersinnliche, das Göttliche hat den höchsten Reiz für den unsterblichen Menschen.

„Nur in solchen Bildern, welche den Zweck haben, den Glanz des Himmels über die Erde zu verbreiten und das Unendliche in den Kreis des Endlichen herabzuziehen, kann sich der höchste Triumph der Kunst zeigen.

„Nur Eines ist noth," spricht Christus, und dieses Eine dem Menschen auf mittel- oder unmittelbare Weise schön vor die Augen zu stellen ist wahrhaft der höchste Beruf der Kunst und er sey auch der deinige.

„Bestrebe dich, alle deine Begegnisse, all dein Thun und Lassen, Freude und Leid, jedes Geschenk und Geschick aus der Vaterhand des Allliebenden in Gott aufzufassen; nichts vermag mehr als dieß das Gute in dir zu wecken und zu fördern.

„O, selig bist du, wenn du in dir, außer dir, und im ganzen All Gott gefunden hast; dieß macht dich frömmer und religiöser, weiser und ruhiger, fester und vollkommener.

„Fasse und erwäge meine ernsten Worte, und genieße dann ruhig den Lohn deiner Bemühungen und

sollte derselbe auch nur in allgemeiner Liebe und Achtung bestehen.

„Gott aber segne deine redlichen Bemühungen! Strebe nach diesem Segen, es gilt das Wahre, das Bleibende, das wahrhaft Beglückende!

„Beherzige diese meine Worte und gedenke ihrer immer, mein Sohn, mein Beichtkind, bewahre mir ein Andenken in deinem Geiste, in deiner Seele, denn mir ahnet, wir werden uns auf dieser Welt nie wieder sehen."

Tief ergriffen von diesen einfachen und klaren Worten versprach Theodor seinem väterlichen Freunde ihn nie zu vergessen, und beide knieten dann noch einmal in der einsamen Zelle vor dem Bildnisse des gekreuzigten Gottmenschen nieder und beteten zu ihm, dem Allgütigen, Allgegenwärtigen, ohne dessen Zulassung kein Haar vom Haupte der Erdebewohner fällt.

Noch einmal umarmte Widolf seinen Theodor, und gab ihm den Segen; Theodor raffte sein Barett auf, küßte noch einmal die Hand des weinenden Greises, drückte selbe an's Herz und wankte hinaus in die dunkelnde Nacht.

Kühlend und erfrischend wirkte die Luft auf den aufgeregten Jüngling, und erst am späten Abende konnte er zu Bette gehen, indem er noch sein Gepäcke zu ordnen hatte.

Der Abschied vom guten alten Meister war nicht minder schwer, denn Rogier hatte Theodor wie einen Sohn geliebt, und verlor in ihm jetzt einen Freund, mit dem seine Gesinnungsweise so sehr übereinstimmte.

Auch zu Archibald und seinen Schülern verfügte sich Theodor, denn auch von ihnen hatte er manche

Gefälligkeiten nach ihrer Art erhalten. Der lebensfrohe Archibald nahm den Abschied tiefer zu Herzen, als man vielleicht bei seiner leichten Denkungsart glauben möchte, auch er hatte an Theodor und seinem ausdauernden Fleiße große Freude gehabt, hatte sein entschiedenes Talent oft mit Bewunderung betrachtet, und war in der letzten Zeit sogar manchmal froh gewesen, daß sich Theodor nicht gleichem Künstlerberuf wie er selbst widmete, weil er sodann wohl Ursache gehabt hätte, auf mannigfaltige Art für seinen eigenen Ruhm besorgt zu seyn.

Unter lautem Schluchzen der guten alten Haushälterin, deren Liebling der stille freundliche Jüngling stets gewesen war, bestieg Theodor das schwer bepackte Pferd und ritt an der Seite des Klosterbruders, der gestern angekommen war und die Pferde gebracht hatte, der Heimath zu.

Oft blickte er nach der Stadt zurück, die er nun verlassen hatte, um vielleicht nie wieder dahin zurückzukehren, in welcher er vieles gelernt, manches gelitten, manche Versuchung überwunden hatte; wohl ihm, daß er die Stadt mit freudigem Bewußtseyn und mit dem Gefühle, seinem zeitlichen und ewigen Ziele näher gekommen zu seyn, verlassen konnte.

Noch einmal schaute er zurück, dann wieder, jetzt aber wandte er sich an seinen Begleiter und bestürmte diesen mit Fragen nach der Heimath. Alles war noch wie früher, unter den Jägerburschen seines Vaters hatten einige Veränderungen stattgefunden, einige Mönche waren im Kloster gestorben, sein Vater aber und die übrigen Mitglieder seiner Familie hatten sich stets der dauerhaftesten Gesundheit erfreut.

Unter solchen und ähnlichen Gesprächen verging die

Reise schnell; sie hatten das Klostergebäude erreicht; fröhlich sprangen sie von den Pferden, laut läutete der Knecht, der Pfortner öffnete, als er durch das Gitter die Angekommenen erblickte, das schwere Thor und führte Theodor sogleich in den Speisesaal, in welchem die Mönche so eben beim Mittagsmahle saßen.

Der Abt und Cölestin begrüßten ihren ehemaligen Schüler auf die herzlichste Weise, und auch die übrigen Mönche bezeugten ihm ihre Freude.

Cölestin dankte im Stillen Gott, als er Theodor in das klare, unschuldige Gesicht blickte, auf das die Leidenschaften noch keine Furche gegraben hatten.

Vieles und mancherlei wurde nun gesprochen, und unter Anderm sagte auch der Abt: „Da du, mein lieber Theodor! einmal den Entschluß, den ich auch nur billigen kann, gefaßt hast, eine so weite Reise zu unternehmen, und, was Gott verhüten möge, leicht geschehen könnte, daß du nie wieder zurückkehrst, und wir dich nie wieder sehen, so male, um ein Andenken an dich in diesen Mauern zurückzulassen, irgend ein schönes Bild; siehe hier," fuhr er fort, indem er auf das Abendmahl zeigte, „das treffliche Bild deines Meisters, du könntest dich wohl an einem Gegenstück versuchen."

Theodor nahm bescheiden das Wort und sagte, er habe schon längst diesen Gedanken gehabt, bitte jedoch, daß er die Zeichnung zu diesem Werke zu Hause fertigen dürfe, da er die Seinigen schon vier Jahre nicht mehr gesehen habe und sobald als möglich bei ihnen einzutreffen wünsche.

Lebhaft gerührt von Theodor's kindlicher Liebe versetzte der Abt: „Es sey fern von mir, dich von dem baldigen Besuche deiner lieben, so sehr nach dir verlan-

genden Eltern abzuhalten, in Betreff des Bildes kannst du es halten wie du willst."

Die Tafel wurde aufgehoben, und nach dem Gebete verfügten sich die Mönche in den Garten an die ihnen für heute angewiesene Arbeit, Theodor aber ging mit dem Abte und Cölestin in des letztern Zelle, wo sie bis zum Abende noch mancherlei mit einander sprachen.

Am andern Tage litt es Theodor nicht mehr im Kloster; Cölestin wollte sich die Freude nicht nehmen lassen, seinen jungen Freund selbst wieder dessen Eltern zuzuführen, und begleitete ihn.

O wie langsam ging dem guten Jüngling das Maulthier, welches Cölestin trug, er wünschte sich Flügel, um nur recht bald nach Hause zu kommen.

Um die Mittagsstunde kamen sie dort an. Der Vater hatte schon gegessen und wollte so eben auf die Jagd gehen, blieb aber nun; auf seinen Ruf eilten auch die Mutter und die indessen zu einer lieblichen Jungfrau herangewachsene Schwester Theodor's herbei, und diese guten Menschen feierten nun ein frohes Fest des Wiedersehens.

So gingen manche Tage in heiterer Geselligkeit dahin, während dem Theodor unermüdet an der Zeichnung arbeitete, nach welcher er das große Gemälde im Speisesaale des Klosters ausführen wollte.

Er verfügte sich nach deren Vollendung wieder in das Kloster und arbeitete dort mit solchem Fleiße und Eifer, daß das vollständige Gemälde schon am Ende des zweiten Monats nach seiner Ankunft im Kloster vollendet war.

Sinnig hatte Theodor die Speisung des Volkes in der Wüste durch Jesum als Gegensatz zu der himmlischen Speise im Abendmahle gewählt.

Der hochwürdige Abt war sehr zufrieden mit dem Gemälde, und beschenkte Theodor, da dieser jede Bezahlung ablehnte dafür höchst großmüthig. Er äußerte sich öfers im Stillen gegen Cölestin, um Theodor durch das Lob nicht eitel zu machen, daß das Bild desselben entschiedene Vorzüge vor jenem des Meisters habe; beide, meinte er, seyen ausgezeichnet, beide orginell und doch wesentlich verschieden.

Theodor bereitete sich nun zur nahen Abreise vor; sein Vater hatte seine Zustimmung dazu gegeben, und da er in seiner Art sehr wohlhabend war, so gewährte er seinem Sohne gerne die nöthigen Geldmittel, so daß Theodor, der immer überaus mäßig zu leben und seine Begierden stets im Zaume zu halten gewohnt war, sich wohl der Hoffnung überlassen zu dürfen glaubte, seinen Studien einige Jahre widmen zu können.

Wohl war der Abschied schmerzlicher, als damals, wo er vor Jahren an der Seite Meister Rogier's schied; aber endlich waren auch die Abschiedsthränen getrocknet, und an einem heitern Maimorgen, wo alles grünte und blühte, und Nachtigallenschlag aus den Gebüschen tönte, trat er mit schwerem Herzen nur mit einem kleinen Ränzchen bepackt aus der Eltern Hause. Dießmal ging es nach der andern Seite des Waldes, wo in der nämlichen Entfernung, wie jenseits das Kloster, ein kleines, in dieser Erzählung schon angeführtes Städtchen lag.

Schwer war Theodor's Herz, als der Vater ihn im Wald verlassen hatte; er hielt sich, da er kein Bedürfniß nach Erquickung fühlte, im Städtchen nicht auf, und wollte eben durch das Thor wieder hinaustreten in Gottes freie Natur, als eine kräftige Stimme ihm zurief: „Reiset mit Gott!" Ueberrascht blickte Theodor um,

und sah in einer Mauernische sitzend einen sehr alten Mann, der die theilnehmenden Worte gesprochen, auf den Knieen die aufgeschlagene heilige Schrift.

Freundlich zog Theodor das Barett und grüßte mit dem Christengruße: „Gelobt sey Jesus Christus!“ „In alle Ewigkeit. Amen!“ tönte die Stimme des Alten.

Verschwunden war plötzlich Theodor's Traurigkeit, er fühlte sich wunderbar gestärkt, und so oft ihn jenes unheimliche Gefühl wieder auf seiner Lebensbahn beschleichen wollte, so rief er sich den kräftigen Spruch jenes Alten am Thore wieder in sein Gedächtniß zurück; reise ich doch mit Gott, dachte er immer, was soll mir denn noch schaden können? wenn Gott mit mir ist, wer kann dann wider mich seyn?

Am dritten Tage kam er an das Gestade des Meeres. Wie staunte er, als er die unabsehbare Meeresfläche vor sich liegen sah, das ewige, brausende, wellenschlagende Meer; er hob die Hände zu Gott empor, zog andächtig das Barett ab und rief begeistert aus: „O Gott! wie groß, wie gut bist du, und wie groß und gewaltig sind die Werke, die dein Herrscherwort aus Nichts hervorgerufen hat!“

Geschlossen sind nun die Lehrjahre, die Wanderjahre haben begonnen; an den Gestaden des Meeres verlassen wir den frommen, tugendhaften Jüngling, wir überlassen ihn seinem Schicksale, um ihn in andern veränderten Verhältnissen wieder auftreten zu lassen.

Du aber, junger Leser, beherzige, was du vernommen; sind deine Lehrjahre etwa nicht in gleichem Grade angewandt worden, wie Theodor die seinigen anwandte, o so richte deine Wanderjahre so ein, daß du das etwa Versäumte in ihnen nachholest.

Denke, nie ist es zum Lernen zu spät, zur Besserung ist jeder Augenblick der rechte.

Viertes Kapitel.

Aufenthalt in Rom.

In Rom lebte in einem einsamen Häuschen auf der rechten Seite des Tiberufers seit einiger Zeit ein junger Maler, der den Römern als ein wahrer Sonderling erschien, und wirklich hatten sie nach ihrer Meinung das gegründetste Recht dazu, denn jener junge Mann besuchte nie die Weinhäuser, war hingegen regelmäßig in der benachbarten Klosterkirche zu finden, wo er täglich dem heiligen Meßopfer mit der größten Andacht beiwohnte.

Bei keiner der vielen in Rom existirenden Künstlergesellschaften war er zu treffen, dagegen öfter in einer von Roms merkwürdigen Bibliotheken. Er malte meistens religiöse Gemälde, hatte sich aber auch schon an großartige, historische Momente des Alterthums mit Glück gewagt.

Die alte Wittwe, bei welcher er wohnte, konnte ihn nicht genug rühmen; „er ist zu meinem Heile in mein Haus gekommen," sagte sie, „mein Söhnlein Andreas unterrichtet er im Zeichnen, damit er auch einst ein tüchtiger Baumeister, wie sein Vater einer war, werden möge, seinen Miethzins zahlt er pünktlich, und wenn ihr sehen könntet, wie er malt, ach! er malt Madonnen

und Kruzifixe so schön, daß Andacht über einen kommt, wenn man selbe nur ansieht."

Wer ist wohl dieser junge Mann, den die arme Wittwe den Trost ihrer alten Tage nennt? Es ist Theodor. Vor ungefähr einem Jahre war er von Venedig kommend durch die öde Campagna mit ihrem düstern Schweigen, wo nur die Ruinen der Vorzeit mit beredter Zunge zu dem gebildeten Wanderer sprechen, gezogen und eines Nachmittags durch das Volksthor in die ehemalige Hauptstadt der Welt eingetreten.

Begeistert eilte er in den ersten Tagen von einem Meisterwerke der Bildhauerkunst zu einem der Malerei, und von diesem zu den Werken der Baukunst, glücklich, wenn er Abends ein Obdach unter irgend einem alten Triumpfbogen oder unter einer Säulenhalle fand. Seinen Hunger stillte er mit Brod am nächsten Bäckerladen, seinen Durst mit Wasser aus einem der vielen öffentlichen Springbrunnen.

Eines Abends kam er so eben von der Beschauung des alten Colosseums her, als ihn ein altes Mütterchen anbettelte. Mitleidig redete Theodor, durch Widolf's Unterricht der italienischen Sprache kundig, die Alte an, und erfuhr von ihr, daß ihr Mann erst neulich gestorben sey und sie mit einem zehnjährigen Sohne arm und hilflos zurückgelassen habe, nachdem seine lange Krankheit ihre letzten Habseligkeiten aufgezehrt habe.

Der redliche Ausdruck ihrer Züge verbürgte Theodor die Wahrheit ihrer Worte; er ließ sich ihre Wohnung angeben, und da das kleine Häuschen ihr gehörte, bezog er das obere Stockwerk desselben, obwohl er auch mit einem kleinen Stübchen zufrieden gewesen wäre, um der Wittwe auf diese Weise mehr Einkommen zu verschaffen.

Da nun Theodor ihr Söhnchen in Hut und Aufsicht nahm, so konnte die Alte oft etwas durch Arbeit verdienen, was sie früher, wenn sie nicht ihren Knaben verwahrlost unter den Gassenbuben herumlaufen lassen wollte, nicht konnte.

Theodor machte sich seinen Aufenthalt in Rom auf das Beste zu Nutzen; unermüdet zeichnete er, und machte auch solche Fortschritte, daß er mehrere Bilder um sehr hohe Preise verkaufen konnte und dadurch nicht nur in den Stand gesetzt ward, die Wittwe zu unterstützen, sondern auch namhafte Summen zu erübrigen.

Aber nicht immer scheint die Sonne, Gott schickt auch zuweilen Regen und Sturm, und auch im Menschenleben ist es so. Zwei Jahre hatte nun Theodor in Rom verweilt. Er feierte den Tag seiner Ankunft damit, daß er das allerheiligste Sakrament des Altars empfing, und den Tag mit Gebet und Spazirengehen zubrachte.

Die Trümmer der Paläste der frühern römischen Kaiser zogen ihn an; wo früher das goldene Haus Nero's gestanden, schauten ihn grüne Eidechsen mit hellglänzenden Aeugelein verwundert an, als wollten sie fragen: „Fremdling, warum störst du uns? die alte Herrlichkeit, aber auch die alte Grausamkeit ist vergangen und kehrt nie wieder zurück."

Tief ergriffen über das Vergängliche alles Zeitlichen verfügte sich Theodor in die Stadt zurück. Es war schon spät am Abende, als er durch eine einsame Gegend der Stadt dahinschritt; plötzlich vernahm er Hilferuf, und da Ueberfälle, Diebstähle und Mordthaten in Rom zu damaliger Zeit eben nichts Seltenes waren, so zog Theodor eilig das Schwert und eilte dem Orte zu, von dem der Hilferuf kam.

Bei seinem Anblicke ergriffen zwei Männer die Flucht, während ein dritter, wahrscheinlich der Angegriffene, leblos liegen blieb. Theodor bückte sich nach demselben, um zu sehen, ob noch irgend Hilfe möglich wäre, doch sah er bald, daß hier nichts mehr zu helfen sey. — "Gott sey seiner armen Seele gnädig!" sprach Theodor, machte ein Kreuz über den Todten und wollte sich so eben entfernen, um einem der Nachtwächter das Erlebniß zu melden, als mehrere Sbirren herbeikamen und als sie den Todten gewahrten, Theodor sogleich ergriffen, ihn trotz seiner Erzählung des Vorfalls banden und mit sich fortführten.

Im Gefühle seiner Unschuld ließ es Theodor geschehen, bat nur, ihn der Fesseln zu entledigen, indem er ihnen freiwillig zu folgen versprach. Doch da redete er zu tauben Ohren; „meinst du," sagten die Sbirren, „du hättest es mit Kindern zu thun, nein, nein, vorgefunden, festgebunden!" Mit einem wehmüthigen Blicke gegen Himmel folgte er schweigend, indem er an Jesu dachte, der auch unschuldig gefangen, und nicht nur gefangen, sondern auch zum Tode verurtheilt worden war. Die Sbirren führten ihn in das Gefängniß und verschloßen die Thüre wohl hinter ihm, und Gott! welch ein Aufenthalt war dieses! Voll Feuchtigkeit und Modergeruch, durch eine kleine Schießscharte drang kaum hinlängliche Luft herein, und zum ersten Male seines Lebens kam Furcht und Zaghaftigkeit über seine Seele.

Thränen drangen aus seinen Augen, wenn er überdachte, daß er vielleicht am Tage des Abschieds zum letzten Male das Angesicht der theuren Eltern, der lieben Schwestern, des freundlichen Lehrers gesehen habe, zum

letzten Male das stille Kloster, das grünende Waldthal, die traute Heimath.

Doch bald ermannte er sich wieder; soll eine kurze Gefängnißzeit, dachte er, meinen Geist abstumpfen, mein Zutrauen zu Gott mir ganz rauben? noch lebt ja der alte Gott, der Allvater, der den Wurm im Staube wahrnimmt, er wird auch meiner nicht vergessen, er wird sich meiner Noth erbarmen. — Die ganze Nacht flehte er zu Gott, denn auf das faule Strohlager niederzuliegen, wo Unken hausten, hatte er keine Lust, obgleich er vor Ermüdung kaum mehr stehen konnte.

So brachte er die Zeit bis zum andern Tag zu, als ihm ein Gefängnißwärter ein Stück verschimmeltes Brod und ein Krüglein schlechtes Wasser durch das Gitter der Thüre schob und ohne auf Theodors Fragen zu antworten sich schnell entfernte.

So vergingen sechs Tage. Wohl zwang ihn inzwischen die fürchterlichste Erschöpfung, auf das faule Strohlager niederzusinken, doch im Schlafe quälten ihn fürchterliche Träume.

Jede Mittagsstunde wurde ihm die kärgliche Nahrung gebracht und ließ die schon gehegte Hoffnung auf baldige Erlösung immer wieder zu nichte werden.

Endlich am achten Tage wurde er aus dem Gefängnisse vor den Richter geführt, auf den Theodor's Jugend und unschuldiges Aeußere den sichtbarsten Eindruck machten; er hörte seine Aussage an und sagte: „Gerne wollte ich euch glauben und euch sogleich frei lassen, doch muß ich vor der Hand noch Erkundigungen über die Wahrheit euerer Aussage einziehen.“

Doch befahl er, Theodor nicht mehr in das öde, für Verbrecher der gemeinsten Gattung bestimmte Ge-

fängniß, sondern an den Ort zu bringen, wo Bettler, Landstreicher oder sonst verdächtige Personen aufbewahrt wurden.

Theodor dankte dem Richter auf das Herzlichste, und derselbe versprach ihm, seine Angelegenheiten sobald als möglich zu erledigen.

Theodor wurde in das ihm nun angewiesene Gefängniß geführt; es war ein großer Saal, in welchem der Auswurf der Menschheit versammelt zu seyn schien; zerlumpte Männer und Weiber, Knaben und im Laster ergraute Greise machten die Bewohner desselben aus.

Alle empfanden, wie es schien, die größte Freude über seine Ankunft, und ein zerlumpter Kerl trat auf Theodor zu, um ihn zu bitten, ihnen, wenn er Geld habe, einiges zu geben, um auf seinen glücklichen Ein- und Ausgang, wie er sich ausdrückte, zu trinken.

Theodor that es, und der Gefängnißwärter wurde sogleich abgeschickt, um Wein herbei zu holen, von welchem Getränke er bald einen großen, ungeheuern Krug voll brachte, der nun, da sonst keine Gefäße vorhanden waren, von einem Munde zum andern wanderte.

Nur Theodor fühlte, wie sich leicht denken läßt, durchaus keine Trinklust.

An einem der hohen Fenster, die auf die Tiber hinausgingen und, um das Entkommen der Gefangenen zu verhindern, mit starken Eisenstäben verwahrt waren, saß Theodor; er betete zu Gott, ihm Hilfe zu bringen, und schaute bald durch die Eisenstäbe hinaus in die öde Campagna, bald wieder auf das eckelhafte Treiben zu seinen Füßen, in das Gewühl der Trunkenen und überließ sich seinen traurigen Betrachtungen.

Schon lange hatte er des süßen Schlafes entbehrt,

und auf seine Bitte, die von einem Stück Geld unterstützt war, brachte ihm der Gefangenwärter gerne eine Schütte frischen Strohes, und so konnte sich Theodor doch ohne Eckel dem Schlafe überlassen.

Am andern Tage mußte er den zahlreichen Mitgefangenen seine Geschichte erzählen; alle lachten laut auf, als er erzählte, daß er habe einem Angefallenen Beistand leisten wollen und darüber in das Gefängniß gekommen sey.

„O, Signore!" sagte einer, „wer einmal einen Stich von geübter Faust erhalten hat, dem hilft weder Doktor noch Apotheke; ich habe, so lange ich lebe, schon mehr als zehn vor meinen Augen niederstechen gesehen, ohne jemals den vergeblichen Versuch zu machen, mich darein zu mischen. Vor so etwas behüte mich St. Antonio!"

Ein anderer der Eingekerkerten, ein Landmann aus der Gegend von Tivoli, äußerte: „Da der Herr seinem Geständniß nach ein Maler ist, so könnte er uns wohl den Gefallen thun, uns die Madonna mit dem süßen Jesusknaben auf die Mauer zu zeichnen, damit wir unsern Rosenkranz doch vor ihr auf christliche Manier beten können."

„Du hast ganz Recht!" riefen alle, und drangen so lange in Theodor, bis er sich dazu entschloß; der wackliche Tisch wurde nun vor den am schönsten und reinlichsten erhaltenen Theil der Mauer gestellt, Theodor stieg hinauf, eine vom Gefangenwärter herbeigebrachte Kohle mußte das Zeichnungsinstrument abgeben, und so zeichnete er emsig und fleißig, innerlich die Himmelskönigin um Beistand anrufend in dieser Noth.

Welch ein Schauspiel! in der Mitte der ruhig und

emsig zeichnende Maler, über alle erhaben sowohl in irdischer als geistiger Beziehung, umgeben von der aufjubelnden und frohlockenden Menge, die wie toll und verrückt ihre Freude zu erkennen gab, als aus dem Angesichte der Madonna Zug für Zug sichtbar hervortrat, und sie bald freundlich auf die lärmende Menge herabschaute, während das Jesuskind ernst den Finger gen Himmel hob, als wollte es damit sagen: „Nur das Eine ist Noth, thut Buße, bessert euch!"

Endlich war das Bild vollendet, und die Männer dankten Theodor mit einer Artigkeit, die er bei diesen ungebildeten Leuten nicht erwartet hätte; auch der Gefangenwärter staunte das Bild an und sagte: „Wahrlich, Herr Maler! ihr seyd werth, mein Gefangener zu seyn; damit ihr aber seht, daß ich ganz uneigennützig bin, so will ich den ganzen Vorfall sogleich dem Herrn Richter melden; vielleicht ist es euch nützlich."

Freundlichst dankte Theodor und schöpfte schon Hoffnung, diesen Aufenthalt des Schreckens bald wieder verlassen zu dürfen; doch noch zwei Tage mußte er in dem Gefängnisse zubringen, in welcher Zeit öfter einige entlassen, andere aber als neue Bewohner aufgenommen wurden.

Im Vertrauen auf Gottes allwaltende Vorsehung blieb Theodor doch getrosten Muthes; endlich am dritten Tage führte man ihn vor den Richter, und mit klopfendem Herzen trat Theodor vor den Mann, der vielleicht sein Lebensschicksal zu entscheiden hatte.

Doch freundlichst sprach zu ihm der Richter: „Da sich euere neulichen Aussagen als wahr erwiesen haben, auch gegen euern sonstigen moralischen Lebenswandel sich keine Klage erhebt, der Ermordete aber als ein falscher

Spieler bekannt war, worüber man seither Nachforschungen angestellt hat, so kann man wohl glauben, daß zwei Männer, denen er kurz vorher ihre sämmtliche Baarschaft abgenommen hat, seine Mörder sind. Ich entlasse euch daher, junger Mann, gebe euch jedoch den redlichen und aufrichtigen Rath, euch in Zukunft vor Einmischung in derlei Angelegenheiten zu hüten, denn es hätte leicht geschehen können, daß man die Folter gegen euch angewandt hätte, die euere Nerven wohl kaum ausgehalten haben würden."

Herzlich war der Dank, den Theodor dem guten Richter aussprach; dieser drückte ihm die Hand, und Theodor entfernte sich hierauf. Die Sonne schien ihm heller, als er wieder ins Freie gekommen war, das Gras grüner, frohlockend jauchzte die Lerche ihr Morgenlied hoch über den Trümmern des alten Roms, er athmete die frische Luft in langen Zügen ein und eilte dem Häuschen der Wittwe zu. — Sein Weg führte ihn an einer Kirche vorbei, gerührt verfügte er sich hinein, dankte Gott aus dem Grunde seines Herzens und betete lange mit tiefer Andacht. Der Abend brach an, als er sich entfernte, und er bog so eben um eine Ecke der Straße, als er ein Madonnenbild in einer Nische gewahrte, vor welchem Calabresische Hirten und Landleute eine Lampe angezündet hatten und Maria mit folgendem einfachen Liede priesen.

Wir grüßen dich heute mit frohem Sinn,
Maria, der Engel Königin;
Dich führten die Engel im Erdenthal,
Dir dienen die Engel im Himmelssaal, —
Sey uns gegrüßet mit frohem Sinn,
Maria, der Engel Königin.

Herzlich stimmte Theodor in das einfache und gemüthreiche Lied ein, schon war es Nacht geworden, als er vor dem Häuschen an der Tiber stand, trüb sah es aus, nur ein einziges Lämpchen schimmerte aus einem Fenster des Erdgeschoßes.

Leise steckte Theodor seinen Hausschlüssel in die Thüre und öffnete langsam, leise schlich er durch die Hausflur, als er in dem Wohnzimmer der Wittwe leise beten hörte; unwillkürlich hielt er stille, im Zimmer hatte man so eben den Rosenkranz vollendet, und die Mutter sprach: „Nun, lieber Andreas! bete noch das Abendgebet zu Gott und Maria für deinen freundlichen Lehrer, den braven Theodor."

Nun betete der kleine Andreas drinnen mit lauter Stimme und großer Andacht: „Sieh, lieber Vater im Himmel! ich habe keinen Vater mehr auf der Welt, wir haben Niemanden in der Stadt, der uns beisteht, als unsern Retter, den freundlichen Theodor, den du uns zur Zeit der Noth zu Hilfe gesandt hast, er liegt nun schwer angeklagt im Kerker, o gib, lieber Vater! daß er bald wieder frei wird, denn er ist gewiß unschuldig; blicke gnädig herab auf mich armen Waisen, dessen einzige Stütze abwesend ist, vielleicht gar sich in Todesgefahr befindet! Auch du, o allerheiligste Jungfrau Maria! steh uns bei und bitte bei deinem Sohne, bei unserm Erlöser und Seligmacher, für uns und ihn!

O Maria! Mutter und Magd,
Des Herzens Gram sey dir geklagt;
O, steh uns bei in der Noth,
Wie im Leben, so auch im Tod!"

„Ja, sie steht uns bei in der Noth, wie im Leben, so auch im Tod!" rief Theodor mit lauter Stimme,

und trat durch die Thüre zu den erstaunten, fast erschrockenen Betenden. Doch sie erkannten Theodor, der freundlich auf sie zutrat und zu Andreas sprach: „Ich danke dir, lieber Knabe, daß du meiner so herzlich im Gebete gedacht hast."

„Seit der Zeit," begann die Wittwe nach der ersten Ueberraschung, „seit der Zeit, als ihr nicht mehr nach Hause gekommen, haben wir stets für euch gebetet; alle unsere Nachforschungen, die wir nach euch anstellten, waren vergebens; erst gestern kam eine Gerichtsperson zu uns, welche die genauesten Nachforschungen über euer Leben und Betragen anstellte, alles aufschrieb, und als ich ihr meine Angst und unser Verhältniß zu euch schilderte, mir endlich geheimnißvoll mittheilte, ihr wäret Gefangener in der Engelsburg und auf Leben und Tod angeklagt; was blieb uns nach diesen schreckensvollen Worten übrig, als unser Vertrauen auf Gott und auf euere Unschuld zu setzen?"

Herzlich dankte Theodor, nochmal knieten sie nieder und brachten dem Allmächtigen ihren Dank dar; erst spät verfügten sie sich zur Ruhe, und Theodor schlief nach so vielen Anstrengungen des Leibes und der Seele einmal wieder recht ruhig.

Obwohl des Aufenthalts in Rom jetzt beinahe überdrüßig, wollte Theodor doch den Zweck, wegen welchem er gekommen, nicht aus den Augen verlieren und beschloß, noch ein Jahr lang zu bleiben. Doch seine abendlichen Spaziergänge an unbewohnte Orte unterließ er jetzt und getraute sich kaum mehr, am Abend durch die bevölkertsten Quartiere der Stadt zu gehen.

Einst, es war an einem Sonntage, besuchte er die Ruinen des alten Colosseums, eines Gebäudes, von

welchem er in dem alten Buche des Mönches Beda gelesen hatte, daß, als die ersten nordischen Pilger Rom erblickten, sie bewundernd ausriefen: „So lange das Colosseum steht, wird Rom stehen, und wenn das Colosseum fällt, so wird Rom fallen, und fällt Rom, so fällt die ganze Welt!“

Theodor dachte daran, wie hier einst die blutigen Fechterspiele bewundernd Tausend und Tausende saßen, wie über die Zuschauer, so wie über das Gebäude unaufhaltsam, allgewaltig die nie ruhende Zeit hingezogen ist, und welche wunderbaren Veränderungen sie in diesen Römern hervorgebracht hat. Einst rann dort über jene moosbewachsenen Steine das Blut der christlichen Martyrer, die von Löwen und andern wilden Thieren zur Augenweide des römischen Volkes zerrissen wurden, und jetzt herrscht in eben der Stadt, wo diese entsetzlichen Schauspiele geschahen, der oberste Priester der damals so verfolgten Religion; selbst bis in dieses blutbespritzte Haus sind ihre Siegeszeichen gedrungen, und vierzehn Stationsbilder, das Leiden und Sterben unsers göttlichen Heilandes vorstellend, schmücken jetzt den blutbefleckten, gräuelvollen Ort und triumpfiren gleichsam über dieses Denkmal der heidnischen Triumpfe.

Wie Theodor so da stand und diese gewaltigen Erinnerungen an ihm vorüberzogen, näherte sich ihm ein junger Mann, der ihn freundlich anredete, und so zurückhaltend Theodor gewöhnlich auch war, so floß ihm bald, da er in dem Fremden einen Geistesverwandten entdeckte, der Mund von dem über, was das Herz empfand.

Der neue Bekannte war aus Florenz gebürtig und seiner Kunst nach ein Goldschmied, der sich aber auch

im Gießen von Bildsäulen und kleinen Statuen rühmlichst auszeichnete. Er hatte Italien schon in allen seinen Theilen bereist, und war eben so vortrefflich als Künstler als er ein wahrhaft frommer und aufrichtiger Christ war.

Nachdem sie lange mit einander gesprochen, führte Benvenuto, so hieß der junge Künstler, unsern Theodor mit sich in seine Wohnung, welche hoch oben am trapejischen Felsen lag, und gerne folgte Theodor, hatte er doch schon lange das Bedürfniß gefühlt, sich an Jemanden anzuschließen, der mit ihm übereinstimmend dachte.

Erstaunt blickte Theodor dort umher. Zeichnungen der besten Bildhauerwerke Roms schmückten die Wände, prächtige in Wachs bossirte Kelche und Monstranzen standen auf Büchergestellen, die hinwiederum das Beste der damals schon in ihrer Blüthe stehenden Buchdruckerkunst enthielten. An der Wand hingen Gewehre und Büchsen, während alte Römerschwerter und Dolche zum Theil mit neuern Arbeiten der Art sich in einem Glasschranke befanden.

„Nicht wahr, bei mir sieht's seltsam aus," sagte Benvenuto, „ich habe schon manchen sauer erworbenen Scudi auf dergleichen Sachen verwandt, möge ich deshalb doch nicht in euern Augen verlieren."

„O nein," entgegnete Theodor, „auch ich habe Freude an dergleichen Seltenheiten, und würde gewiß schon viel Geld daran gewandt haben, wüßte ich nur, wie ich sie dann in meine Heimath bringen könnte."

„Hier," sagte Benvenuto, „habe ich Raritäten, die sich schon leichter fortbringen lassen;" er schüttete dabei einen großen Lederbeutel, den er aus einer verschlossenen Schublade genommen hatte, auf den Tisch, und die

schönsten römischen und griechischen Münzen in Gold und Silber fielen heraus.

Bewundernd schaute Theodor das herrliche, feine und zierliche Gepräge derselben an und äußerte den Wunsch, auch einige derselben zu besitzen.

Benvenuto suchte sogleich alles, was er doppelt hatte, zusammen, es waren bei 36 Stücke, und gab sie Theodor mit den Worten: „Malet mir ein schönes Bild dafür und ich bin dann hinreichend dafür belohnt."

Herzlich gerne versprach es Theodor, und über dem Ansehen der theils von Benvenuto selbst gefertigten, theils von ihm gesammelten Kunstsachen kam der Abend herbei; Theodor äußerte sein Bedauern, sich verspätet zu haben, indem er zugleich dem neuen Freunde erzählte, was ihm erst neulich begegnet war. Herzlich bedauerte ihn Benvenuto, nahm einen langen Degen von der Wand, gürtete sich denselben um und begleitete Theodor nach Hause; an der Thüre nahm er Abschied und versprach, bald zu ihm zu kommen und ihm einen Gegenbesuch zu machen.

Am vierten Tage erfüllte Benvenuto sein Versprechen. Er war überrascht von den Malerwerken Theodors und freute sich, die gute Meinung, die er von ihm gleich bei seinem ersten Anblicke gehegt hatte, so herrlich in Erfüllung gegangen zu sehen, indem sie die Vorstellung, die er von Theodors Kunstfertigkeit hegte, bei weitem übertrafen.

Theodor zeigte seinem neuen Bekannten ein bereits angefangenes Gemälde, welches er ihm als Gegengeschenk für die so freundlich gegebenen Münzen bestimmt hatte. Es stellte den heiligen Apostel Petrus vor, wie er gefangen nach Rom abgeführt wurde.

Benvenuto war herzlich erfreut über die jetzt schon aus dem ganzen Werke hervorleuchtende Schönheit des Bildes und brachte die Zeit recht angenehm bei seinem neuen Bekannten zu; beide waren aber zu klug, als daß sie ihre Zeit nur dem Vergnügen gewidmet hätten, daher Benvenuto sich bald wieder entfernte, und es wurde beschlossen, den nächsten Sonntag bei einander zuzubringen, worauf sie sich beide trennten und mit erneutem Eifer an ihre Berufsgeschäfte gingen.

Die Tage der Woche gingen ihnen rasch vorüber, und ehe sie sichs versahen, war es wieder Sonntag; nach geendetem Gottesdienste besuchte Theodor Benvenuto, und dieser erzählte ihm seine bisherige Lebensgeschichte.

„Ich bin," begann er, „der Sohn eines Töpfers in Florenz und hatte schon von Jugend auf große Neigung zur Bildnerei, so daß mein Vater mich gerne etwas anderes, als seine eigene Profession lernen lassen wollte, wenn er es nur bei seinen beschränkten Verhältnissen und Vermögensumständen im Stande gewesen wäre. —

„Da geschah es eines Tages, daß mein Vater in dem Hause des weltberühmten Goldschmiedes und Stempelschneiders Francia einen neuen Kamin einrichten sollte, und während ich den alten abzutragen begann, entfernte sich mein Vater, um ein Werkzeug zu holen, das er mitzunehmen vergessen hatte.

„Ich war allein im Zimmer und mit meiner Arbeit beschäftigt, als ich plötzlich zwischen dem Gesimse des alten Kamines etwas Glänzendes hervorschimmern sah; begierig hob ich die Platte, welche ohnehin abgetragen werden sollte, in die Höhe, und suchte des glänzenden Gegenstandes habhaft zu werden, welches mir auch da-

durch gelang, daß ich an ein Hölzchen etwas Lehm klebte und ihn damit hervorholte.

„Es war ein herrlich funkelnder Stein, der nach meiner damaligen Meinung wohl werthvoll seyn mochte, denn bei unserm Nachbar, dem Glaser, hatte ich oft dergleichen kleinere gesehen, mit welchen er das Glas zu schneiden pflegte, und wenn ich sie in die Hand nehmen wollte, hatte mir dieß der Glaser mit den Worten verwehrt: „Kind, das ist kein Spielzeug, das kostet schweres Geld," und das waren doch nur kleine Stückchen, der Stein aber, den ich jetzt in Händen hatte, war fast so groß wie eine Haselnuß.

„Ich gab den Stein meinem Vater, der ihn sogleich in das Arbeitszimmer des Goldschmieds trug, welcher vor Freude beinahe ausser sich war, den lang und hart vermißten Stein so unverhofft wieder zu sehen. — Ich mußte erzählen, wie ich ihn gefunden, und der Goldschmied erinnerte sich jetzt, was ihm früher nie eingefallen war, den Stein auf das schadhafte Kamingesims gelegt zu haben, wo er denn durch einen Riß hinunter gefallen seyn mochte.

„Er hatte auch große Freude über meine Redlichkeit, besonders als ich ihm erzählte, daß ich wohl vermuthet habe, daß der Stein werthvoll sey. Ich staunte, während er mit meinem Vater redete, immer seine herrlichen Arbeiten an, und da er von meinem Vater vernahm, daß ich immer bilden und bossiren wollte, nahm er mich unentgeldlich in die Lehre und brachte mir seine hohe Kunstfertigkeit bei. Da ich nach vollendeten Lehrjahren noch einige Jahre als Geselle bei ihm blieb, und ihm einmal in einem Aufruhre der Bürger das Leben rettete, so gewann er mich immer lieber, und

versprach mir die Hand seiner einzigen Tochter, welches Versprechen er wohl auch gehalten hätte, wenn nicht der Tod den trefflichen Mann unvermuthet ereilt haben würde; in seinem hinterlassenen Testamente hatte er mir jedoch in Anbetracht meiner Treue und Rechtlichkeit eine bedeutende Summe ausgesetzt. Er ruhe im Frieden Gottes. —

„Seine Tochter Julie hatte sein ganzes großes Vermögen geerbt, und da ihr die Aufmerksamkeiten und Schmeicheleien der Edelleute und Kavaliere, welche zum öftern, um Bestellungen zu machen, in den Laden ihres Vaters kamen, stets besser gefallen hatten, als ich, der ihr freilich nie eine Schmeichelei sagte, so wurde die Werkstätte geschlossen und das Haus verkauft, und sie heirathete einen jungen Edelmann aus Neapel.

Mein alter Vater war indessen, Gott gebe ihm die ewige Ruhe! — gestorben, meine Mutter folgte ihm, und nachdem ich einige Zeit in andern italienischen Städten gearbeitet hatte, zog ich hieher, um mich im Bildformen besser zu vervollkommnen.“

Benvenuto schwieg, Theodor drückte ihm schweigend die Hand, und sagte nach einem kurzen Stillschweigen: „Armer Freund, du hast also Niemanden mehr auf der Welt, der irgend Antheil an dir nimmt; da bin ich glücklicher, und obwohl ich nun schon fast zwei Jahre keine Nachricht mehr aus der Heimath habe, so hege ich doch den festen Glauben, daß die Meinigen alle noch leben. Gott gebe, daß ich sie alle im besten Wohlseyn wieder antreffen möge und ihnen noch erzählen kann, wie mir Gott im fernen Lande einen treuen lieben Freund geschenkt.“ — Sie gingen nun miteinander spazieren und auch noch einmal in die Abendandacht in eine Klosterkirche,

und bei jedem Worte, das aus dem Munde Benvenuto's kam, überzeugte sich Theodor mehr von seinem Verstande und seiner Herzensgüte, und er dankte Gott herzlich im frommen Gemüthe, daß er ihm diesen treuen Freund gesandt habe.

Der Carneval nahte schon heran und Theodor, der sich noch gar nie in das öffentliche Treiben Roms gemischt hatte, wurde durch die Erzählungen Benvenuto's lebhaft angeregt, sich heuer die Sache auch anzusehen.

Nach dem Tage der Feste der heiligen drei Könige wurde wie gewöhnlich mit der Glocke des Kapitols, die sonst nur bei ausserordentlichen Anläßen, z. B. bei dem Tode des Papstes gezogen wird, das Zeichen zum Anfange der Lustbarkeit gegeben, und von dieser Stunde an darf in Rom alles maskirt gehen.

An einem der letzten Tage des Carnevals saßen in den obern Zimmern eines Weinhauses am Corso unsere beiden Freunde bei einem Glase Weines fröhlich und genügsam beisammen und schauten durch die Fensterscheiben auf den großen von vielen tausend Menschen angefüllten Platz hinab.

Viele hundert Kutschen fuhren in zwei Reihen auf und nieder, und sowohl die Herrschaften in den Wagen, als Kutscher, Pagen und Bedienten außerhalb, alles war verkleidet.

Die Kutschen waren alle geöffnet, und man konnte die Personen, die darin saßen, sehr wohl sehen; die Pferde waren mit Bändern und Glocken geziert, Harlekine liefen von einem Wagen zum andern und sagten den darin Sitzenden fade Schmeicheleien oder dumme Possen.

„Wirklich ein Schauspiel ohne Gleichen!“ rief Theodor aus, „und wohl werth, daß man es ansieht;“

doch Benvenuto meinte, es gehe mit dem Carnevale alle Jahre rückwärts, denn im vorigen Jahre sey es in seiner Vaterstadt Florenz ganz anders gewesen. Am heutigen Tage, sagte er, versammelten sich dort auf dem Platze zum heil. Kreuze eine ungeheure Zahl, zehntausend Menschen oder mehr, und viele mit den kostbarsten Juwelen, wie ich mit meinen Kenneraugen bemerkte, geschmückt; da sah man Kaiser und Könige, Narren und Teufel, ja die Masken bemühten sich sogar, ihr Geschlecht zu verbergen, so daß sich die Männer in Weiber und diese sich in Männer verkleideten.

„Ja, das Ganze beschränkte sich nicht bloß auf diesen Platz, sondern auch ausserhalb desselben stieß man bei jedem Schritte auf Kutschen und seltsame Arten von Wagen. Auf einem derselben sah ich z. B. den Kutscher in Gestalt eines Bären, und den Wagen mit Musikanten gefüllt, die in den abentheuerlichsten Anzügen, als Affen oder Meerkatzen rc., erschienen; selbst die Pferde dieses Wagens hatten ihre natürliche Gestalt nicht behalten, sondern erschienen als Hirsche, Maulthiere und Kameele."

Dieß und noch mehr erzählte der begeisterte Italiener dem tiefsinnig in das Gewühl blickenden Theodor. Dieser aber sagte: „Mir gefällt dieß tolle Rasen der Menge durchaus nicht; wenn auch nur halb so viel Böses dabei geschieht, als man muthmaßlicher Weise erwarten kann, so ist und bleibt es dennoch eine unschickliche Vorbereitung zu der feierlichen Erinnerung des Todes Jesu, der uns nicht ein Beispiel der Ueppigkeit, sondern der Verläugnung gegeben hat."

Benvenuto war nicht zufrieden mit dieser neuen Art, das Lieblingsvergnügen seiner Landsleute aufzufassen, da er jedoch wirklich ein sehr gebildeter und dabei religiöser

junger Mann war, so sprach er nach kurzem Stillschweigen: „Du kannst Recht haben, theuerster Freund, ich selbst halte diese bunte Völlerei für etwas zu grell, besonders wenn ich bedenke, daß sich selbe übermorgen, als am Aschermittwoche, endigt, und hierauf in innige Betrübniß übergeht. Ja ich habe schon oft Personen, die ich die größten Ausschweifungen begehen sah, auf einmal in ernsthafte, trauernde Büßer verwandelt erblickt, und ich kann nach diesen Gedanken, die deine eben so weise, als wahre Bemerkung in mir hervorgerufen hat, wohl nie wieder einen Carneval mit dem alten und frohen Gefühle ansehen."

Nun kommt die Fastenzeit und nach dieser der Palmsonntag, mit welchem Tage die hohen Feierlichkeiten und Ceremonien ihren Anfang nehmen. Zu diesen will ich dich führen, und fürwahr! es wird deinen Neigungen gewiß besser entsprechen, als das Schauspiel, welches sich hier unten unsern Blicken darbietet."

Theodor hatte in den beiden Jahren, in welchen er zur österlichen Zeit in Rom war, von den für ein katholisches Gemüth eben so rührenden, als großartigen Feierlichkeiten nur wenig gesehen und freute sich daher sehr darauf, unter Benvenuto's Leitung Gelegenheit zu haben, ihre ganze Pracht anzustaunen.

Der Palmsonntag war endlich gekommen; Benvenuto erfüllte sein Versprechen und führte Theodor in die sogenannte sixtinische Kapelle, in welcher heute die Palmweihe stattfinden sollte.

Es versammelten sich dabei die Cardinäle; ihnen gegenüber befanden sich die Oberhäupter und Generale sämmtlicher geistlicher Orden und Bruderschaften, amphi-

theatralisch geordnete Stufensitze waren von dem höchsten Adel und den vornehmsten Einwohnern der Stadt besetzt.

Etwas seitwärts von dem einfach geschmückten Hochaltare befand sich der Thron des heiligen Vaters und unmittelbar neben demselben der Sitz des Oberhauptes des römischen Magistrats.

Die abgesperrten Plätze der Kirche wimmelten von Personen aus allen Ständen, welche sich drängten und stießen, um Platz zu erhalten, bevor die Kirche geschlossen wurde, welches mit dem Glockenschlage 11 Uhr geschah. Bald darauf öffnete sich eine kleine neben dem Altare befindliche Thüre, und heraus traten die höchsten römischen Kirchenfürsten, unter ihnen die zwölf Mitglieder des höchsten päpstlichen Gerichtshofes, ihnen folgte der heilige Vater selbst in Begleitung seiner geistlichen Diener und begab sich nach dem für ihn errichteten Thron.

Sobald der heilige Vater auf demselben Platz genommen hatte, näherten sich ihm die sämmtlichen Cardinäle und küßten den Fischerring des heiligen Petrus; hierauf weihte der heilige Vater die Palmen und theilte selbe unter die Personen seines Gefolges aus.

Sodann begann eine prächtige Prozession, nach welcher die heilige Messe gelesen wurde, und der Papst dann den Segen ertheilte, worauf sich alle in der nämlichen Ordnung, wie sie gekommen waren, wieder entfernten.

Am darauffolgenden Mittwoche wurde in derselben Kapelle das Miserere gesungen; in violetten Gewändern versammelten sich unter dem Scheine zahlloser gelber Wachskerzen die Cardinäle, und endlich erschien der heilige Vater selbst.

Nun wurden Gesänge von unaussprechlicher Wehmuth und großem Wohllaut gesungen, die einen unaus-

löschlichen Eindruck auf Theodor's Gemüth machten; mitten unter diesen wunderbaren Tönen wurden nach und nach alle Lichter ausgelöscht, bis auf ein einziges, welches den siegreich aus Grab und Todesnacht hervorgehenden Heiland bezeichnete.

Sobald nun tiefe Dämmerung an die Stelle der frühern blendenden Helle getreten war und das von hohem Entzücken strahlende Auge kaum noch die kolossalen Freskobilder auf Wänden und Decke unterscheiden konnte, sanken der Papst und die Cardinäle und mit ihnen sämmtliches Volk auf die Knie, und nun begann der unsterbliche Gesang des 57sten Psalmes, unstreitig das Ergreifendste, was das menschliche Ohr vernehmen kann. Zwei vierstimmige Chöre trugen ihn mit solcher Inbrunst, Zartheit und Harmonie vor, daß auch das kälteste Herz zu Thränen der inbrünstigsten Andacht und des frömmsten Entzückens hingerissen wurde.

Diese einfache, schmelzende, erhabene Musik klingt wie Töne aus einer andern Welt, wie Stimmen der nach Seligkeit ringenden Seelen, oder der Engel, die jenseits den Erlöser begrüßen.

Bei dem Klange dieser Stimmen schwieg in den Herzen der beiden Freunde jede irdische Regung, göttliche Sehnsucht nach dem himmlischen Jenseits trat an deren Stelle; sie fühlten sich emporgehoben in eine höhere Region und meinten, sie ständen schon an den offenen Thoren des Himmels.

Endlich sind die Töne verhallt, aber lange noch ist kein Athemzug hörbar in der ganzen Versammlung, und in tiefster Stille ging sie auseinander.

Am andern Tage wurde der Papst in eine Loge der

Peterskirche getragen, und es trat nun einer der erhabensten Momente in Theodor's Leben ein.

Der ganze ungeheuere Petersplatz war von einer unzählbaren Volksmenge besetzt; nirgends konnten die beiden Freunde Platz finden, und es blieb ihnen nichts übrig, als, wie bereits viele Andere vor ihnen gethan, eine der auf dem Platze stehenden kolossalen Statuen zu ersteigen, wo sie den ganzen Platz übersehen konnten.

Hier erschien seinem erstaunten Auge ein Menschengewimmel, als ob die ganze Erde ihre Bewohner auf diesen Platz gesandt hätte, und die vielen tausend Zungen bewegten sich in ihren verschiedenen Sprachen wie ein brausendes Meer.

Während sich Theodor mit der Betrachtung dieses erhabenen Schauspieles beschäftigte, erschallte von zwei entgegengesetzten Seiten das laute Trompetengetöne der herannahenden Cavalerie. Zuerst erschienen in grüner, mit Gold geschmückter Kleidung, auf prächtigen, sich bäumenden Rossen, die römischen Edelleute und nahmen die Mitte des Platzes ein, hierauf kamen die andern Truppen und das ganze Corps salutirte vor der Thüre des großen Balkones der Peterskirche, auf welchem der heilige Vater erwartet wurde.

Glockengeläute ertönte, und in der ganzen ungeheuren Volksmenge herrschte augenblicklich solche Stille, daß man hätte glauben können, es sey ein Wunder vorgegangen. Kein Laut war zu vernehmen und jedes Auge auf den Balkon gerichtet, wo plötzlich majestätisch und erhaben wie auf einem Throne von Wolken, von Weihrauch umgeben, die ehrwürdige Gestalt des heiligen Vaters erschien.

Mit entblößtem Haupte stürzte sogleich die zahllose

Volksmenge auf die Kniee. Tausende und zehnmal zehn Tausende knieten im Staube, mit schallendem Gerassel wurden die schweren Musketen gestellt, und jeder Soldat lag mit dem Gesichte zur Erde.

Mit weit vernehmbarer Stimme sprach nun der Papst den Segen, und die Arme über das Volk hinstreckend flehte er zu Gott um Heil für **alle** Völker der Erde.

Da donnerten die Kanonen, die Trommeln wirbelten, die Trompeten tönten, alle Glocken läuteten, und die Feldstücke der Engelsburg stürzten ihren Donner in die Ferne; weit entfernte Artilleriestücke wiederholten das Zeichen, und die frohe Kunde ward von Festung zu Festung in die entfernsten Provinzen des Reiches getragen.

Nach der Segensprechung folgte, wie Benvenuto Theodor erzählte, die Fußwaschung. Dreizehn, meist bejahrte Pilger, in weißes Linnen einfach gekleidet, sitzen um einen Tisch, unter frommen Gesängen legt der Papst Oberkleid und Tiare ab, umgürtet sich mit einem Schurz, wäscht und trocknet jedem Pilger den rechten Fuß und küßt ihn dann, und in einem anstoßenden Gemach findet sodann die Speisung statt. Die dreizehn Pilger empfangen aus der Hand des Papstes, welcher in einfacher Haustracht erscheint, zuerst das Wasser zum Händewaschen, alsdann Suppe, noch zwei andere Speisen und Wein.

Nach geendeter Mahlzeit erhalten die Pilger das sämmtliche Gedecke und überdieß jeder zwanzig Geldstücke zum Geschenke.

Unser Theodor bedauerte, diese Ceremonie nicht sehen zu können, am Abende führte ihn Benvenuto jedoch in die St. Peterskirche, wo die Kreuzbeleuchtung statt fand.

Von dem Gewölbe der Kuppel herab, der prächtig-

sten in der ganzen Christenheit, über dem Grabe des Apostel Petrus schwebte ein kolossales Kreuz aus Messing, auf welchem 628 Lampen brannten.

Wie auf einem schönen Gemälde, das Theodor einst bei Meister Rogier gesehen, und welches die Geburt Jesu vorstellte, alles Licht vom göttlichen Kinde ausging, so ging auch hier alles Licht vom heiligen Kreuzeszeichen aus, wodurch in diesen heiligen Räumen ein ahnungsvoller Wechsel von Helle, Dämmerung und nächtlichem Dunkel entstand.

Unter dieser majestätischen Beleuchtung wandeln und wogen von Andacht durchdrungene Menschen, oder sie liegen auf den Knieen, die heiligen Reliquien des Schweißtuches, des Kreuzes und der Lanze verehrend, die von dem Bogen der Kuppel herab allen Gläubigen gezeigt werden.

Am Charfreitage, dem rührendsten Tage der ganzen Christenheit, fand die Trauermesse in der sixtinischen Kapelle statt, wobei die ganze Passion aus dem Evangelium Johannes gesungen und das Heiligthum alles seines Schmuckes entkleidet wurde.

Die Messe wird von einem Cardinale gehalten, der in ein schwarzes Trauergewand gekleidet ist, und hierauf geht die ergreifende Feierlichkeit der Enthüllung des Kreuzes vor sich. Nachdem der Cardinal das Kreuz auf ein reiches Kissen vor dem Altare niedergelegt hat, entkleidet sich der heilige Vater des Mantels und der Schuhe, so daß er nur noch im Chorhemd und der Stola erscheint, steigt vom Throne und nähert sich mit bloßem Haupte und barfuß dem Cruzifixe; er kniet sodann in verschiedener Entfernung dreimal vor ihm nieder und scheidet hierauf mit einem Kusse von ihm.

Diese Feierlichkeit, bei welcher die sämmtlichen Car-

dinäle paarweise dem Papste nachfolgen, findet unter den sanften Tönen der Chöre statt, welche die sogenannten "Vorwürfe" singen, die mit den Worten anfangen: „Mein Volk, was that ich dir, daß du mich schlugst?"

Auf diese Gesänge folgt als glorreicher Schluß ein prächtiges „dreimal heilig" von einem berühmten Componisten.

Am Samstage, dem Rüsttage des heiligen Auferstehungsfestes, läutet man in der Stadt von 11 bis 12 Uhr mit allen Glocken; auf den Straßen, aus den Fenstern wird geschossen, man zerschlägt eine Menge alter Töpfe zum Zeichen, daß das Ende der Fasten gekommen ist.

Mit Verwunderung erblickte Theodor, wie mitten unter den erhabensten Kirchenfeierlichkeiten bei dem römischen Volke, das schnell vom melancholischen Andachtsgefühle zum lauten Scherz und zur lustigen Posse übergeht, der Muthwille rege wurde.

Jetzt beginnen auch die Ausstellungen der Fleischverkäufer; vor jedem Fensterladen ihrer Wohnungen sieht man symetrische Stufenleitern sich erheben, die von oben bis unten mit Schinken, Schweinsköpfen und Speckseiten belegt sind, welche wiederum mit grünen Guirlanden umgeben und mit Blumensträußchen geschmückt sind.

Im Hintergrunde dieser Läden, hell erleuchtet durch eine Unzahl kleiner Wachskerzen, befindet sich ein kleines Heiligenbild, öfters auch das Bild der heiligen Jungfrau selbst; hieher strömt nun die lustige Menge, um sich diese Herrlichkeiten zu betrachten und sich an den prächtigen Fleischerwaaren zu weiden, deren Genuß nun wieder erlaubt ist.

Aber beim Einbruche der Nacht mahnen die feierlich

dumpfen Klänge der großen Glocke der St. Peterskirche alle andachtsvollen Christen, daß nun in Kurzem der große Auferstehungsmorgen am Himmel aufsteigen wird; um 6 Uhr Morgens verkündet sie, daß nun das große Wunder der Auferstehung wirklich geschehen sey, und ladet alle andachtsvollen Christen in den wundervollen Dom zu St. Peter ein, der heiligen Messe beizuwohnen, welche heute vom Papste selbst gelesen wird. Eine zahllose Menge Volkes strömt nach der St. Peterskirche, schon sind alle Sitze in diesem gigantischen Tempel besetzt und die Menge drängt sich wogend und stehend in den ehrwürdigen Riesengängen.

Schon sind links dem Kreuzgange die päpstlichen Garden aufgestellt, weil dieser frei bleiben muß, um die erwarteten Prozessionen durchzulassen; die Bruderschaften Roms erscheinen nun paarweise mit brennenden Kerzen in den Händen, hierauf folgt ein großes Musikchor, und dann kommen die Gesandten mit zahlreicher Begleitung ihrer Dienerschaften in glänzenden Livréen.

Bald darauf nahen sich die Capitel der Chorherren von St. Peter und die Pfarrherren von St. Johann Lateran, die Prälaten, die Cardinäle und die Officiere des päpstlichen Palastes; endlich erscheint der Papst selbst in der goldenen Tiara und im Meßgewand, getragen von zwölf Palastbeamten. Unmöglich kann ein Anblick ehrfurchtgebietender, majestätischer seyn, als der des Oberhauptes der katholischen Christenheit in seinem Glanze, mitten unter einer unübersehbaren Menge, in dem schönsten und erhabensten Gotteshause, das der Erdboden trägt. Die Seele empfängt da Eindrücke, vor welchen alle übrigen, die nur irgend ein Gegenstand der Erde auf sie hervorbringen kann, in Nichts verschwinden.

Der heilige Vater sinkt vor dem Altare auf die Kniee nieder und verrichtet ein Gebet; sodann beginnt das Hochamt, welches über eine Stunde dauert, und mit der zweiten Segenertheilung des heiligen Vaters vom Balkone der St. Peterskirche herab schließen sich die Feierlichkeiten der heiligen Woche.

Die beiden Freunde hatten allen diesen Feierlichkeiten mit der größten Aufmerksamkeit und Frömmigkeit beigewohnt, und befanden sich am Schlusse derselben in einem Zustand geistiger und physischer Erschöpfung, aber auch mit Eindrücken erfüllt, die so großartiger Natur waren, daß die Erinnerung nie aus ihrem Gedächtnisse entschwand und niemals in ihrem Gemüthe erlosch.

Einige Zeit nach diesen hier geschilderten Ereignissen saßen sie wieder beisammen, und Benvenuto erzählte seinem Freunde, wie er heute einen Stempel zu einer Goldmünze nach seiner Vaterstadt Florenz gesandt habe, wo die Stelle eines Prägemeisters und Stempelschneiders an der Münze erlediget sey.

Er theilte Theodor seine frohen Hoffnungen mit, vielleicht diese Stelle, welche mit ansehnlichen Einkünften verbunden war, zu erhalten, erwähnte aber auch, daß ihm sehr bang auf die Antwort des Senates von Florenz sey. Theodor richtete ihn mit dem Troste auf, daß Gottes Wille ihm gewiß dasjenige zukommen lassen werde, was zu seinem zeitlichen und ewigen Heile, hier und einstens dort nützlich sey.

Benvenuto gab ihm Recht und bat seinen Freund, mit ihm einen Spaziergang zu machen, indem gerade sehr schönes Wetter sey.

Ermüdet vom Spaziergange und dem Herumklettern in den moosbewachsenen Ruinen kehrten sie am Heim-

wege in einem Weinhause ein. Hier saß auf einer Seitenbank, umringt von wißbegierigen Zuhörern, ein aus dem Morgenlande, aus Palästina, zurückgekehrter Pilger, der dort mit Frömmigkeit und Andacht die heiligen Stätten des Leidens und Sterbens des göttlichen Erlösers besucht hatte und nun seine Erlebnisse und Reiseeindrücke mit solcher Wahrheit und so viel Gefühl erzählte, daß alle, die ihm zuhörten, vom Gefühle der Andacht und frommen Empfindungen sich durchdrungen fühlten.

Theodor fühlte in sich eine solche Sehnsucht, diese geschilderten Gegenden selbst zu betreten, daß er fest entschlossen war, wenn anders es seine Verhältnisse gestatten sollten, dahin zu reisen und sein Gebet an den heiligen Orten selbst zu verrichten.

Benvenuto theilte Theodor's Gefühle und war von frommen Empfindungen so hingerissen, daß er sich entschloß, Theodor zu begleiten, besonders als er sah, daß dieser alle Anstalten zur Ausführung seines Vorhabens traf. In letzterer Zeit hatte Theodor für mehrere große Bilder beträchtliche Summen eingenommen, so daß er wohl die Reise unternehmen konnte, ohne seinen Eltern mit Geldforderungen lästig zu fallen, ja ohne einmal schon früher Erspartes angreifen zu müssen. Er schrieb an seine Eltern und theilte ihnen sein Vorhaben mit, bat sie, um ein glückliches Wiedersehen zu beten, und nahm auf's Neue von ihnen Abschied auf Leben und Tod. Antwort erwartete er auf seinen Brief nicht, indem er schon öfter in die Heimath geschrieben, auch Wohnung und Aufenthaltsort genau angegeben hatte, ohne daß er, und doch war er jetzt schon drei Jahre von der Heimath abwesend, jemals Nachricht von dort erhalten hätte.

Theodor ordnete seine Geräthschaften und schickte

alles nach Neapel; Benvenuto beschloß, ihn dort hin zu begleiten, da man dort doch gewöhnlich eine geraume Zeit auf die Ankunft oder die Abfahrt eines Schiffes zu warten hatte.

Herzlich war der Abschied, den Theodor von der Wittwe nahm; er hatte nicht vergessen, für ihren Unterhalt zu sorgen, und bei einem Bankier eine Summe hinterlegt, welche man ihr in Zeit der Noth auszahlen sollte, ihren Sohn Andreas aber, der große Anlagen zur Baukunst verrieth, hatte er als Schüler bei einem damals berühmten Architekten untergebracht.

Bald hatten die beiden Freunde in Neapel ein Stübchen gemiethet, wo sie in traulicher Eintracht mit einander wohnten und ihre Studien fortsetzten.

Benvenuto hatte in seiner vorigen Wohnung in Rom von seinem neuen Aufenthaltsorte genaue Nachricht zurückgelassen, um die etwa aus Florenz einlaufenden Nachrichten ungesäumt zu empfangen.

Schon waren einige Wochen vergangen, als sie eines Tages, während Theodor emsig zeichnete und Benvenuto ihm bewundernd zusah, den Hufschlag eines galloppirenden Pferdes vernahmen. Das Pferd hielt vor der Wohnung, man hörte fragen und unten eine Stimme antworten: „Ja, eine Treppe höher wohnt ein Goldschmied, welcher Benvenuto heißt.“

Nun wurden draußen auf der Treppe schwere Tritte vernehmbar, die Thüre öffnete sich, und es zeigte sich eine Reitergestalt, welcher nach der Frage: „wer Benvenuto heiße?“ diesem mit den Worten: „Im Auftrage meiner hochgebietenden Herren, des Senates zu Florenz,“ ein mit mehreren Siegeln verschlossenes Schreiben über-

reichte und sich hierauf nach kurzer Begrüßung wieder entfernte.

Lange hielt Benvenuto das Schreiben ungeöffnet in der Hand, er wagte nicht es zu öffnen; Theodor nahm es ihm endlich aus der Hand, öffnete es, und fand darin das Aufnahmsdiplom als Bürger zu Florenz und zugleich das Dekret der Anstellung als Prägemeister der dortigen Münze, beides mit dem schriftlichen Wunsche begleitet, sobald als immer möglich in Florenz einzutreffen.

Glückwünschend trat Theodor zu Benvenuto und sagte: „Warum freuest du dich denn nicht, warum sitzest du so traurig da, als wenn du dein Todesurtheil vernommen hättest?" Benvenuto antwortete: „Ach Freund, weiß ich es selbst? was vor wenig Tagen noch mein sehnlichster Wunsch war, ist jetzt, da er so unvermuthet in Erfüllung gegangen, mir fast zur Last; es beengt mir das Herz, wenn ich an Florenz denke, als ob ich da wenige Rosen, aber viele Dornen auf meinem Lebenswege finden sollte."

Theodor suchte seinen Freund aufzumuntern, was ihm auch bald gelang, und Benvenuto packte seine Sachen zusammen, da er schon morgen nach Florenz zu reisen gedachte; er versprach jedoch Theodor, wenn ihm dieser den Tag seiner Abreise und den Abgang des Schiffes melden würde, noch einmal nach Neapel zu kommen, um noch einige Stunden mit ihm zuzubringen.

So war denn Theodor bald wieder allein, und da er ebenfalls recht bald abzureisen wünschte, so besuchte er täglich den Hafen, um ein Schiff zu finden, das nach Asien segle. Eines Abends kehrte er von da zurück, als er seitwärts Hilferufen und Schwerterklirren vernahm. Er zog augenblicklich das Schwert und stürzte, unein=

gedenk der Erinnerung, welche ihm der Richter in Rom gegeben, der Gegend zu, aus welcher der Hilferuf zu kommen schien.

Ein junger Mann von hoher Statur war, um den Rücken frei zu haben, an die Wand gelehnt, und vertheidigte sich mit kräftiger Faust gegen vier Banditen, welche ihn mit ihren Schwertern und Dolchen angriffen, und die er mit hochgeschwungenem Degen immer wieder zurücktrieb. „Gelüstet euch nach meinen Dukaten," rief er aus, und führte so eben einen so kräftigen Hieb gegen den Kopf eines der Banditen, daß dieser augenblicklich zu Boden sank. „Hier hast du einsweilen deinen Lohn, kommt her, ihr alle, wenn es euch gelüstet nach meinen Schätzen."

Durch den Tod ihres Kameraden wüthend gemacht, griffen sie nun aufs Neue an, als Theodor herbeieilte, worauf die Bösewichter eiligst die Flucht nahmen.

Herzlich dankte der Befreite seinem Retter, indem er ihn genau betrachtete. „Wie!" rief er plötzlich aus, „seyd ihr nicht Theodor? der einstige Schüler meines Bruders Rogier's?" — „Ja, der bin ich," antwortete Theodor, „und ihr seyd Archibald, der Bruder meines theuern Lehrers; — doch wie kommt ihr hieher?"

„Das ist bald erzählt!" entgegnete jener, „ein italienischer Graf, welcher in den Niederlanden reiste und ein Bild von mir sah, äußerte mir, in Italien würde ich mein Glück machen; da würde es Zechinen und Goldmünzen für mich regnen, und da ich nun solchem Regen eben nicht abgeneigt bin, wohl aber der gravitätischen Ruhe meiner Mitbürger, so begab ich mich hieher, und bin jetzt beinahe ein Jahr hier und mit der Aenderung meines Aufenthalts sehr zufrieden. Von

Goldregen weiß ich zwar nichts zu berichten, doch meine Börse ist stets gefüllt, ich habe eine schmucke Werkstätte, sechs wackere Schüler und es gefällt mir hier. Heute Abend bezahlte mich Graf Donatelo für ein Porträt, da ließ ich die Goldstücke da drüben in der Weinschenke beim köstlichen Wein, den die närrischen Italiener „Thränen Christi" *) nennen, etwas zu sehr funkeln, und dieß zog mir diese Gäste auf den Hals, verschaffte mir aber auch Gelegenheit, dich, lieber Theodor, zu finden."

Er wischte bei diesen Worten seinen blutigen Degen an der Kleidung des erschlagenen Banditen ab, stieß ihn dann in die Scheide, und bat Theodor, mit ihm in seine Wohnung zu kommen. Theodor folgte ihm, neugierig, etwas von der Heimath zu hören, und zugleich über das leichtsinnige Benehmen des Bruders seines ehemaligen Lehrers erstaunt.

So viel Archibald wußte, befand sich in der Heimath alles wohl; er fragte nun auch nach Theodor's Umständen, und als er vernahm, daß derselbe so eben eine

---

*) Dieser Wein ist von ausnehmender Güte, jedoch sehr theuer. — Eine alte schwäbische Volkssage erzählt: Einmal ist der Jakele nach Rom wallfahrten gangen, da hatts ihn ghungert, da hat er einen Kapaunen für einen Spatzen gessen, und hat gsagt, mi wundert, daß mi auf dös Vögeli so dürst, bringt mir etwas z'trinken. Da hat ihm der Wirth so nen Wein gebracht, der schmeckte dem Jakele, und er sagte: „Potz Blitz, dös ist a gutes Bier, wie heißt mans?" „Thränen Christi," sagte der Wirth. — Da fing der Jakele zu greinen an und sagte: „o süßer Jesu, warum hast net o in Schwoben grinnet."

Reise ins gelobte Land anzutreten gedenke, schlug er ein helles Gelächter auf, und sagte: „Theodor! du bist noch immer die alte Butterseele; mich wundert nur, daß du den Muth hattest, dein Schwert zu ziehen und zu meinem Beistande herbei zu eilen.“

Theodor schwieg verletzt, und sie stiegen die Stufen eines schönen Hauses hinauf, wo Archibald ein paar Zimmer bewohnte. — Die Tische waren mit Flaschen bedeckt und die Wände mit den alten Lieblingsgegenständen seiner Gemälde, mit Besoffenen, Raufenden ꝛc.

„Nun,“ sagte Archibald nach einer Pause, „mußt du, bis ein Schiff ankommt, mein Gast seyn, und mir etwas Heiliges nach deinem Sinne malen, damit,“ setzte er spöttisch hinzu, „wenn ich etwa in Neapel sterbe, man das Bild zu meinen Häupten aufstellen kann, wie es in diesem Lande gebräuchlich ist, doch auch damit ich ein Andenken an dich habe, indem du wohl einmal in irgend einem Kloster stecken bleiben wirst; ich will dich fürstlich dafür bezahlen.“

Theodor entsprach seinem Wunsche und fing den andern Tag ein Marienbild zu malen an, in welchem der Farbenzauber der Niederländer aufs Schönste mit der hohen Erfindungskraft der Italiener vereinigt war.

Archibald war sehr erfreut über das Gemälde, und obschon solche Gegenstände ihn wenig anzogen, so fühlte er doch dieses mal, daß es noch etwas Besseres gebe für einen Künstler, als die Beschäftigungen, in denen er sich selbst bewegte, ja, er spottete, da er jetzt Theodor kennen und achten gelernt hatte, sogar nicht mehr über seinen Entschluß, nach dem gelobten Lande zu ziehen.

Endlich hatte sich ein Schiff eingefunden, und auf Theodor's Nachricht kam Benvenuto, um Abschied von

ihm zu nehmen. Dieser hatte in Florenz alles nach Wunsch getroffen und war nur noch traurig, seinen Freund verlieren zu müssen. Auch Archibald nahm Abschied von Theodor und bat ihn freundlichst, von ihm auch einen Beitrag zum Reisegeld anzunehmen, so daß dieser ihn nicht kränken konnte und es annehmen mußte.

Benvenuto begleitete Theodor zum Strande, und glaubte immer, Theodor nicht mehr im Leben zu sehen. Sie sahen sich nun zwar wieder, aber unter andern Verhältnissen, denn, ach! wie seltsam sind oft Gottes Fügungen für uns kurzsichtige Menschen! —

Theodor bestieg das Boot und, auf dem Schiffe angekommen, sah er noch lange den Goldschmied am Strande stehen und mit seinem Tuche ein herzliches „Fahre wohl“ winken; auch Theodor wiederholte das Zeichen mit dem seinigen zum Lebewohl.

Fünftes Kapitel.

Das Morgenland.

Ein frischer Wind schwellte die Segel des aus dem Hafen von Neapel auslaufenden Schiffes, auf welchem sich unser Theodor befand, und unter dem Gesange der Matrosen entschwanden ihm die Küsten bald aus den Augen, und sie glitten über das tiefblaue Meer unter dem tiefblauen Himmel pfeilschnell dahin.

Stolz schwamm das Schiff Asien zu, seine Wimpel und Flaggen deuteten wie mit eben so vielen Fingern nach dem Morgenlande hin, und mit verschränkten Armen stand Theodor an den Mast gelehnt und noch einmal nach der jetzt schon weit entfernten italienischen Küste zurückschauend.

Doch bald raffte sich sein an Thätigkeit gewöhntes Gemüth aus dieser Scheinruhe auf, und im Zeichnen oder unter Gesprächen mit dem verständigen Schiffskapitän schwanden die Tage auf dem Schiffe rasch dahin; auf Malta wurde ein kurzer Halt gemacht, und schnell ging es dann wieder an den griechischen Inseln vorbei dem Ziele der Reise zu.

Monate der Reise waren unserm Freunde gleich Tagen verschwunden, als an einem schönen Frühlingsmorgen Konstantinopel vor ihnen lag; die Gärten waren mit Blüthen bedeckt und die dunkeln Haine standen im frischesten üppigsten Laubschmucke.

Doch nur einen kurzen Tag lang war es unserm Freunde vergönnt, sich hier aufzuhalten; denn der angekommene Lootse erwähnte, daß am andern Tage eine Caravane nach Halep (Aleppo) aufbrechen werde, welcher Theodor sich anschließen wollte, um noch vor dem Osterfeste in Jerusalem zu seyn.

Ein Boot führte Theodor nach kurzem aber herzlichem Abschiede von dem biedern Kapitän nach Skutari, dem Versammlungsorte der Caravane.

Vor Theodor's unterrichteten Geist traten beim Anblicke des europäischen Ufers, vom asiatischen aus betrachtet, die großartigsten historischen Erinnerungen: von hier zog einst der Perserkönig Xerxes hinüber, um Griechenland zu erobern; später thaten dieß in gleicher

Absicht die türkischen Völkerstämme, und zwischen diesen Ereignissen lagen die Züge der europäischen Christen nach Asien zur Wiedereroberung von Jerusalem und des gelobten Landes, die sogenannten Kreuzzüge.

Welch seltsames Schauspiel mußte es gewesen seyn, dachte Theodor, indem er sich diesem Gedanken überließ, als hier auf dieser Küste, im Mai 1097, das bunte Heer und Heergefolge der Kreuzfahrer gemustert wurde, die ritterliche Reiterei, der Kern der Streitkräfte, das zahlreiche Fußvolk und der doppelt so starke Schwarm der Unbewaffneten, der aus Geistlichen, Mönchen, Knechten und andern Kreuzfahrern aus allen Ständen bestand, ein Gemisch von so vielen Sprachen, daß in ihrem Lager allein neunzehn derselben gesprochen wurden.

Die Caravane hatte sich indessen versammelt, und die Reisenden machten sich am nächsten Tage auf den Marsch. Die Neuheit seiner Umgebung, die malerischen Gruppen der Reisegefährten, die sich in einem langen Zuge bewegten, die meisten auf Maulthieren, einige auf Kameelen, andere auf Pferden reitend und einige zu Fuß, die morgenländischen Gebräuche seiner Begleiter zogen Theodor's Aufmerksamkeit in den ersten Tagen weit mehr an, als die Gegenden, durch welche sie zogen. —

Endlich kamen sie in eine große fruchtbare Ebene, wo der heut zu Tage Isnik genannte Flecken am Ufer eines von Hügeln eingeschlossenen Sees liegt.

Dieser Ort ist das alte Nicäa, berühmt als der Sitz einer Kirchenversammlung (325), die ein allgemeines christliches Glaubensbekenntniß festsetzte und die gleichzeitige Feier des Osterfestes anordnete.

Theodor sah noch die uralten Mauern und Thürme

aus der Römerzeit, aber das Innere der Stadt war fast ganz mit Ruinen und Gärten bedeckt; kaum gewahrte er eine Spur von Bewohnern, denn der türkische Flecken Isnik befand sich in einem Winkel der alten Stadt.

Ihre Reise wurde beschwerlicher, als sie die anmuthigen und fruchtbaren Thäler hinter sich hatten und sich von Nicäa immer weiter entfernten. Die öde Gegend war wasserlos und Theodor fühlte lebhaft die Bedrängnisse, welche einst die Kreuzfahrer hier erlitten haben mußten.

Nach vielen Mühseligkeiten, welche die Caravane und mit ihr Theodor erdalden mußte, erreichten sie endlich glücklich Antiochien. Die alten Mauern der Stadt gaben noch Zeugniß von der ehemaligen Größe dieser Hauptstadt Syriens, die ihren Namen von ihrem Erbauer Antiochus hat.

Antiochia war auch eine von den ältesten christlichen Gemeinden, besitzt aber nur wenig Ueberreste mehr aus der Zeit, wo sich der Apostel Paulus als ihr Lehrer verdient gemacht hatte.

Der Weg unserer Pilger führte jetzt südöstlich von Antiochien nach Haleb, das noch zwei Tagreisen von jener Stadt entfernt ist; sie kamen über den Arm eines Gebirges an der Grenze von Syrien durch herrliche Gegenden, deren fruchtbarer Boden in diesem günstigen Klima reichliche Ernte geben müßte, wenn sich Jemand der Mühe des Anbaues unterzöge.

Am zweiten Tage kamen sie wieder in steinige Gegenden, auf welche aber bald reichlich bewässerte, gut angebaute, die Nähe der Stadt Haleb verkündende Felder folgten.

Haleb ist eine große und volkreiche Stadt, einer der Mittelpunkte des asiatischen Handels; die Caravanen, die aus Indien, Persien und andern Theilen des Orients kommen, laden hier ihre Waaren ab, die sodann in die nächsten Häfen des mittelländischen Meeres gebracht werden.

Rings um die zerfallenen, mit Epheu und Schlingpflanzen überdeckten Mauern und ihre seltsam gebauten Thürmchen sind Weinberge, Baumpflanzungen und Gärten angebracht, welche der Stadt mit dem hochliegenden Schlosse in der Mitte ein gar stattliches Ansehen geben; es war die reinlichste Stadt des türkischen Reiches, welche Theodor gesehen hat.

Im Innern eines durch wohlthätige Stiftungen zu Gunsten der Kaufleute und Reisenden erbauten Gebäudes, einem sogenannten Khan, legten die Kaufleute der Caravane, mit welcher Theodor reiste, ihre Waaren aus, und bald drängten sich von allen Seiten Kauflustige herbei.

Sie hielten sich mehrere Tage in Haleb auf; hierauf zogen sie nach Bairut, um von da aus den Libanon zu besteigen. Das ungünstige Wetter der letzten Tage bestimmte sie jedoch, diesen Plan auf die Rückreise von Jerusalem zu verschieben, und sie nahmen daher Platz auf einem syrischen Handelsschiffe, das sie an der Küste von Palästina wieder ans Land setzen sollte.

An einem heitern Abende schifften sich die Reisenden ein. Theodor stand am Strande und erwartete das Boot, welches ihn und noch einige der Pilger an Bord des Schiffes bringen sollte; es war ein herrlicher Abend, und lebhaft ergötzte unsern jungen Freund der Anblick des fröhlichen Lebens, das sich hier regte. Gruppen von

Arabern in ihrer heimathlichen glänzenden Tracht und vollständigem Waffenschmucke standen oder lagen auf ausgebreiteten Teppichen umher und genossen die Frische der kühlenden Seeluft.

Mehrere europäische Schiffe lagen auf der Rhede vor Anker, und zahlreiche Boote, mit den Waaren von Damaskus und Bagdad beladen, gingen unabläßig von den Gestaden zu den Schiffen.

Endlich kamen auch sie an das für sie bestimmte, wo sie noch lange vom Gestade die gellenden Stimmen der Araber, die sich stritten, und die rauhen Töne der Kameele, die sie ausstoßen, so oft sie die Kniee beugen müssen, um ihre Ladung zu empfangen, herübertönen hörten.

Die Fahrt war kurz und angenehm, und sie liefen an einem schönen Märzabende in den Hafen von Jaffa ein. — Diese Stadt, das alte Joppe, war einst der Haupthafen des alten Judäa's; Salomon ließ die Cedern vom Libanon hieher schaffen, und der Prophet Jonas schiffte sich in dem nun fast ganz versandeten Hafen ein, um in Ninive Buße zu predigen.

Die Reisenden hatten nun den Boden des gelobten Landes betreten und wollten das Geburtsland Christi nach allen Seiten durchwandern. Auf den Rath von eingebornen Kaufleuten versahen sich Theodor und noch einige andere Pilger mit vollständigen morgenländischen Kleidungen, um in denselben zugleich bequemer und sicherer reisen zu können.

Zuerst wurde der Kopf glatt geschoren, dann legten sie ein Hemd von weichem Seidenzeuge an, das Hals, Brust und Arme unbedeckt ließ, weite Hosen von feinem Tuche wurden um den Leib mit einer herabhängenden

Schleife befestigt, und ein paar andere solcher Hosen von feiner weißer Leinwand, für wärmere Tage bestimmt, in dem Gepäcke aufbewahrt. Ueber diese Beinkleider zogen sie den Sambos, ein Gewand mit langen Aermeln, das fast bis auf die Füße reicht und mit einem Gürtel befestigt ist, in welchen man Pistolen und Dolche zu stecken pflegt; den Kopf bedeckte ein einfacher Turban, der aus einer einfachen rothen, mit einer blauen Quaste verzierten Mütze bestand, um welche ein Shawl gewickelt wurde.

Theodor dachte lächelnd daran, welches Erstaunen die Seinigen ergreifen würde, wenn er in diesem Anzuge bei ihnen eintreten würde; auf der ganzen Reise hatte er jedoch vielfach Gelegenheit, das Nützliche und dem Klima Angemessene dieser Tracht zu erproben und den guten Rath dessen zu segnen, der ihn dazu veranlaßt hatte.

Theodor verließ mit noch einigen Pilgern die Caravane, mit welcher er bisher gereist war, und schloß sich einer andern meistens aus morgenländischen Pilgern bestehenden an, welche in den Vormittagsstunden von Jaffa aufbrachen. Die Entfernung von da nach Jerusalem beträgt nicht über 12 Stunden, man braucht jedoch bei den schlechten Wegen wohl zwei Tagreisen.

Als die Gärten von Jaffa hinter ihnen lagen, kamen sie in die große Ebene Saron, die sich vom Berge Karmel bis nach Gaza erstreckt und mit blühenden Pflanzen bedeckt war. Doch ist die Zeit wohl längst vergangen, wo, wie einst Salomon der große König Israels schrieb, hier Rosen, Lilien, Narzissen und Nelken prangten.

In den Nachmittagsstunden lagerten sich die Reisenden bei einer Kirche, die auf der Stelle erbaut ist, wo

nach einer alten frommen Sage Joseph und Maria mit dem kleinen Jesusknaben auf der Flucht nach Egypten ausruhten.

Gegen Abend erreichten sie die Stadt Ramla, die anmuthig im Glanze der Abendsonne auf einer sanften Anhöhe von Oelbäumen umgeben vor ihnen lag.

In einem der schönsten Klöster Palästina's, welches die große Kaiserin Helena, Konstantin des Großen Mutter, erbaute, fanden sie gastliche Aufnahme und Beherbergung; am darauffolgenden Tage vor Aufgang der Sonne verließen sie die Stadt und zogen mehrere Stunden auf gebirgigen Pfaden hin, bis sie endlich den Gipfel eines freiliegenden steilen Berges erreichten.

Ein griechischer Pilger, der auf raschem Pfade den übrigen vorausgeeilt war, rief plötzlich begeistert: „Die heilige Stadt!" warf sich auf die Kniee und entblößte sein Haupt.

Alle eilten ihm nach, und welch buntes Gemisch von Menschen, die alle für denselben Gegenstand begeistert, die Hände ausstreckend und auf den Knieen liegend ihre Blicke nach der Stadt richteten, deren Thürme und Zinnen im Glanze der untergehenden Sonne glänzten! Alle waren in stummen freudigen Gefühlen versunken, obwohl der Anblick der Stadt, wie sich Theodor gestehen mußte, keineswegs freundlich und freudig, sondern im Gegentheil düster und traurig war.

Schnell ging es nun die Höhe hinunter, und bald kamen sie vor das nach Bethlehem führende Thor, „das Thor der Auserwählten" genannt.

Theodor nahm seine Wohnung nach der Sitte abendländischer Pilger im Kloster der Franziskaner. Freundliche Aufnahme wurde ihm hier zu Theil, und er erhielt

zwei aneinander stoßende Zellen, wovon eine ihm als Schlafzelle, die andere aber als Arbeitszimmer dienen sollte, da er gesonnen war, sich auch hier einige Zeit seinen Studien zu widmen.

Vierzehn Tage war es noch bis zum Osterfeste, und Theodor beschloß, in Gesellschaft anderer Pilger diese Zeit so viel als möglich zu benützen, um die Stadt und ihre Umgebungen kennen zu lernen.

Doch sein erster Gang ging nach der heil. Grabeskirche, und Theodor bestieg in Gesellschaft eines Mönches die Anhöhe, auf welcher die Kirche mit ihren mannichfaltigen Kapellen liegt.

Aus dem Vorhofe der Kirche kamen sie in ein Gemach, welches eine Türkenwache inne hatte, wo jeder Pilger ein gewisses Eintrittsgeld erlegen muß; auch Theodor mußte dem Türkenkaiser geben, was des Kaisers ist, um an diesem heiligen Orte seine Gefühle demjenigen darzubringen, von dem wir Menschen Alles haben, um Gott zu geben, was Gottes ist.

Mit heiliger Ehrfurcht, mit dem Schauer und der Demuth der innigsten Andacht betrat Theodor, der am frühen Morgen schon das heilige Sakrament des Altars empfangen hatte, um sich den heiligen Stellen würdig nähern zu können, die Kirche.

Welcher Sterbliche kann aber auch diesen erhabenen Ort anders als mit der tiefsten Ehrfurcht besuchen? Welcher Christ könnte sich diesen heiligen Stellen nähern, ohne von einer Fülle wundersamer, gottseliger Gedanken durchströmt zu werden?

Der erste Anblick erfüllte Theodor mit Bewunderung und Erstaunen; die Höhe des Gewölbes der Kirche, diese Kirchen in der Kirche, die verschiedenen Gänge und

Höhlen, die verschiedenen Völkerschaften, welche hier den Gottesdienst zugleich ausüben, die Wohnungen und Kaufläden in den Zwischenhallen, die Frömmigkeit, mit welcher Christen und Muhamedaner sich vor dem nämlichen Grabe neigen, machen wirklich diesen Tempel zum erhabensten Orte der Welt; er ist auch bei Tag und Nacht besucht, und die Zeit hat hier alle ihre Wirkung verloren.

Die Dunkelheit, die im Innern dieses Heiligthums herrscht, überraschte Theodor im ersten Augenblicke; sie bereitete ihn aber noch mehr zu großen Eindrücken vor und machte seine ohnehin schon weich gestimmte Seele noch empfänglicher zur Aufnahme heiliger und frommer Gefühle.

Der erste Gegenstand, den er erblickte, war der Stein der Salbung, auf welchem der Leichnam des Herrn vor seiner Grabeslegung mit Aloe und Myrrhen einbalsamirt wurde. In frühern Zeiten, als man den Stein noch offen den Pilgern zeigte, wagten dieselben, Splitter von demselben abzuschlagen, um sie als heilige Reliquien mit in die Heimath zu nehmen. Man sah sich daher genöthigt, ihn mit einer rothen Marmorplatte zu überdecken; über derselben brennen fortwährend zehn Lampen.

Rechts am Eingange in die Kirche, etwa zwölf Schritte von dem Steine der Salbung, befindet sich der Hügel Golgatha. Auf zwei Seiten führt eine Treppe von 21 Stufen zu seiner Höhe empor, wo sich zwei Kapellen befinden, die mit Marmor bekleidet und durch einen Bogengang von einander geschieden sind. Tag und Nacht brennt hier eine große Anzahl Lampen; hier wurde einst das heilige Kreuz erhöht, an welchem der Sohn Gottes starb, das menschliche Geschlecht vom ewigen Tode zu erlösen. — Die heilige Stätte selbst ist mit

einem Altare bedeckt, und man muß sich unter denselben bücken, um die Oeffnung zu sehen, in welcher einst das Werkzeug unserer Erlösung feststehend erhöht ward.

Theodor's Herz, und welches Christenherz würde es nicht auch? — wurde bei dem Anblicke dieses Erinnerungsortes göttlicher Liebe von zarter Dankbarkeit und tiefer Zerknirschung durchdrungen.

Einer alten Ueberlieferung zufolge stand das heilige Kreuz im Rücken von Jerusalem, und das Angesicht des göttlichen Erlösers war Europa zugewandt, wo auch seine Kirche am Herrlichsten aufblühen sollte.

Die beiden Kreuze der Schächer, welche mit Jesu gekreuziget wurden, standen etwas tiefer und nicht in gleicher Linie mit dem Kreuze Jesu; sie bildeten eine Art Dreieck, so daß der Weltheiland den Schächern in das Angesicht sehen konnte. In der Nähe ist auch noch jetzt das große Felsstück zu sehen, das sich beim Tode Jesu spaltete. — Dieses Wunder ist auffallend und spricht mit Wahrheit zu aller Augen.

Der Mönch führte Theodor von da in eine Kapelle, die der schmerzhaften Mutter Gottes geweiht ist, und wo schon am frühesten Morgen der Prior des Klosters, in welchem Theodor wohnte, das heilige Meßopfer entrichtete.

Hier an diesem Orte hielt sich die heilige Mutter auf, während auf dem Berge die Zurüstungen zur Kreuzigung ihres einzigen Sohnes gemacht wurden; hier durchdrangen die fürchterlichen Hammerschläge ihr von heiliger Liebe flammendes Herz gleich eben so vielen Schwertern.

Sie stiegen nun den Kalvarienberg hinab und kamen an eine Kapelle, in welcher die Säule der Schmach

steht, an welcher Jesus Christus gegeißelt worden ist. Dreißig Stufen führen in eine noch tiefere Kapelle, wo einst die heilige Helena verweilte und betete, während man auf ihren Befehl Nachgrabungen nach dem heiligen Kreuze machte. Es wurde zwölf Stufen tiefer in der nämlichen Kapelle gefunden.

In eben der Reihe, nur zehn Schritte weiter entfernt, steht eine andere Kapelle, wo die Kriegsknechte sich in die Kleider Jesu theilten, und noch weiter ein Altar an der Stelle, wo Jesus einst Maria Magdalena erschien, die in ihrem trostlosen Schmerze ihn für den Gärtner des Gartens hielt. Nicht weit davon ist wieder eine Kapelle, wo einer uralten Ueberlieferung nach Christus vor allen Andern seiner trauernden Mutter erschienen seyn soll.

Mitten unter der großen Kuppel unter einem aus gelbem und weißem Marmor erbauten Trauerdenkmale befindet sich das heiligste Grab des Herrn. — Hat man die Thüre überschritten, so befindet man sich in der Kapelle des Engels, in deren Mitte der Stein steht, auf welchem einst der Engel saß, den die drei Frauen sahen, als sie zum Grabe kamen, und der ihre tiefe Traurigkeit durch die Worte aufrichtete, die auch unsern von frommer Andacht durchdrungenen und über den Tod seines Erlösers weinenden Theodor trösteten: „Fürchtet euch nicht! Er ist auferstanden, und nicht mehr hier!"

Sie kamen hierauf an eine kleine niedere Thüre, durch welche heller Lichtschein drang; sie führte in ein kleines Gemach, das durch vierzig immerfort brennende Lampen erleuchtet wird, und wo sich zur Rechten eine Marmortafel befindet. Das kleine Gemach ist das heilige Grab, die Marmortafel die Grabesstätte, auf

welche der Leichnam Jesu, das Haupt gegen Abend, die Füße gegen Morgen gerichtet, gelegt wurde.

Beide heilige Gegenstände frommen Andenkens sind aus dem Felsen gehauen, und, um sie vor der Beschädigung durch die Pilger zu schützen, mit Marmor überkleidet.

An diesen verschiedenen heiligen Stätten haben die katholischen Christen, die Griechen und Armenier, die Maronitten, die den Berg Libanon bewohnen, und andere christliche Völker ihre Stellvertrer, die ihre Stimme ohne Aufhören zu dem himmlischen Vater erheben, dessen eingeborner Sohn sich einst hier auf diesen durch ihn geheiligten Stellen für die Sünden der Menschen hingab.

Christen von allen Bekenntnissen, Männer und Frauen, traten mit Ehrfurcht hinein, stürzten auf die Kniee und drückten ihre Stirne auf das Grab. Mehrere legten Rosenkränze auf die Grabestafel, um sie dadurch zu weihen und als heilige Andenken frommer Erinnerungen mit in die Heimath zu nehmen.

Tief ergriffen, das Gemüth mit heiliger Andacht erfüllt, schied nach langem herzlichen Gebete für sich, für seine Lieben in Europa und für die ganze Welt, Theodor vom Grabe seines Erlösers.

Der folgende Morgen war so schön, daß Theodor sich mit andern Reisegefährten auf den Weg nach Bethlehem zu machen beschloß, und um sieben Uhr zog die kleine Caravane aus dem Thore nach dem zwei Stunden entfernten Orte.

Sie hatten bald die schauerliche Stadt hinter sich, wo Alles an die blutige Marter, an den schmählichen Kreuzestod des Erlösers und an den schweren Blutfluch erinnerte, der unabwendbar über diese gottesmörderische Stadt ausgesprochen ist, deren ruchlose, gegen die Wahr=

heit verhärtete Bewohner einst gerufen: „Sein Blut komme über uns und über unsere Kinder!"

Diese Gedanken erfüllten Theodor's Herz mit Wehmuth; hier aber bei dem Anblicke Bethlehems und der Stätte, wo die ewige Weisheit Gottes sich herab ließ, in kindlicher Gestalt geboren zu werden, während die Engel des Himmels die Herrlichkeit desselben armen Hirten verkündigten, und ein Wunderstern ferne Könige zur Krippe des neugebornen Königs der Könige führte, erwachte die süßeste Freude in seinem kindlich reinen Gemüthe und stimmte ihn zu Wehmuthsthränen.

Bethlehem lag vor ihnen an dem Rücken eines felsichten, zum Theil mit Bäumen bewachsenen Berges; sie hielten einige Minuten und genossen den reizenden Anblick, den das Dorf darbietet.

Bei den Franziskanern im Kloster fanden unsere Pilger gastliche Aufnahme, und nach einer mäßigen Fastenmahlzeit gingen sie in die Kirche, die sehr groß ist und von achtundvierzig Marmorsäulen getragen wird. Am Ende der Kirche befindet sich ein den Weisen aus Morgenland geweihter Altar, an dessen Fuße, der Himmelsgegend entsprechend, an welcher er einst stille gestanden, der leitende Stern abgebildet ist, welcher einst die Weisen zu der Krippe des göttlichen Kindes führte.

Aus der Kirche führen schmale Stufen an den Ort, wo einst der Stall war, in welchem Christus geboren wurde. Diese kleine Grotte ist aus dem Felsen gehauen, und die Wände sind mit seidenen Stoffen bekleidet; nur die Decke zeigt den nackten Felsen, der Fußboden aber ist mit Marmor belegt.

Ein kostbarer Altar mit zweiunddreißig immer brennenden Lampen steht auf der Stelle, wo der Heiland

geboren ward, und diese Stelle selbst bezeichnet ein Stern von weißem Marmor mit einem silbernen Strahlenkranze umgeben, um welchen die Worte stehen: „Hier wurde von der Jungfrau Maria Jesus Christus geboren.“

Nicht weit davon sieht man die Krippe, in welcher einst das göttliche Kind ruhte; rings umher brennen Wachskerzen auf großen silbernen Leuchtern, gegenüber an dem Orte, wo die heilige Jungfrau und ihr Kind die Huldigung der Weisen empfingen, steht ein anderer Altar.

Aus dieser Grotte führt ein schmaler, in den Felsen gehauener Gang zu zwei ähnlichen Grotten, von welchen die größere das Studirzimmer, die andere das Grab des heiligen Hieronymus genannt wird.

Hier glaubte einst der große heilige Einsiedler und Kirchenvater bei Betrachtung des Weltgerichts jenen erschütternden Posaunenschall zu hören, welcher dereinst alle Sterblichen vor den göttlichen Richterstuhl ruft, vor welchem Armuth und Reichthum einst ganz gleich seyn werden. Hier schrieb er auch seine unsterblichen Werke, zu welchen die Uebersetzung der Bibel in die lateinische Sprache gehört, die nun die Vulgata genannt wird.

Die heilige Paula, eine reiche römische Dame, begab sich mit ihrer Tochter, der heiligen Eustochium, nach der Eroberung Rom's durch Alarich ebenfalls hieher, und rief bei dem Anblicke der heiligen Krippe voll tiefen Gefühles der Andacht aus: „Sey mir gegrüßt, Bethlehem, du wahres Brodhaus, wo das lebendige Brod geboren ward, das vom Himmel kam! Sey mir gegrüßt, o Ephrata, du fruchtbare Gegend, wo Gott als Mensch geboren ward!“

Ihre Liebe zu dieser heiligen Stätte war auch fortan

so groß, daß sich diese fromme Matrone niemals wieder davon entfernte; sie erbaute daselbst ein Mönchskloster und drei Frauenklöster, begab sich mit ihrer Tochter selbst in eines derselben, und letztere starb als Oberin eines Klosters zu Bethlehem.

Zwei Altäre sind mit Gemälden geschmückt, die den Kennersinn unseres Theodor's lebhaft ansprachen, besonders das eine, das diese beiden heiligen Frauen in einem Sarge ruhend vorstellte. In den Zügen beider herrscht auffallende Aehnlichkeit, nur die Jugend, ein weißer Schleier und eine Rosenkrone darüber unterscheiden die Tochter von der Mutter.

In das Kloster zurückkehrend bestiegen sie eine Terasse, um die Umgebung vom Bethlehem zu überschauen.

Eine der herrlichsten Ansichten des Morgenlandes bot sich ihren Blicken dar: man sieht weit in die Berge und Thäler nach dem Jordan hin, und viele Gegenstände, die in der heiligen Schrift erwähnt werden, z. B. das Feld, wo einst die Engel den Hirten erschienen, lag vor ihren Blicken.

Sie nahmen auch die Wasserleitungen in Augenschein, welche einst Salomon, dessen Name mit allen großartigen Gebäuden und Ruinen des Landes Israel in Verbindung zu stehen scheint, anlegte, um Jerusalem mit Wasser zu versorgen.

Nachdem sie die Nacht im Kloster zugebracht hatten, machten sie sich am andern Tage früh auf den Weg, um das Dorf zu besuchen, wo Johannes der Täufer geboren wurde; beschwerliche Pfade führten durch die sogenannte Wüste, wo Johannes sich aufhielt.

Mitten im Thale erhebt sich ein steiler Felsen, aus dem eine Quelle sprudelt, die zwei Becken mit seinem kla-

ren Wasser füllt. Sie stiegen zu einer Grotte hinan, die des Täufers Wohnung gewesen seyn soll.

Oben hatten sie eine herrliche Aussicht über die fruchtbare Gegend, wo bald liebliche Thäler, bald dunkle Wälder von Palmen und Oelbäumen mit malerischen, moosbewachsenen Felsen abwechselten, — ein Ort wohl geeignet zum Aufenthalte eines Propheten, dachte Theodor.

In dem Geburtsorte des Täufers befindet sich ein Kloster und in demselben eine Stelle, wo einst das Haus des Zacharias gestanden seyn soll. Ein Altar bezeichnet diesen Punkt, und auf einem angebrachten Sterne liest man: „Hier wurde der Vorläufer unseres Herrn Jesus Christus geboren."

Sie mußten sich nun beeilen, nach Jerusalem zurückzukehren, weil sie eine Prozession mit ansehen wollten, welche heute noch in der Kirche des heiligen Grabes gehalten werden sollte.

Bei dieser Prozession zogen die armenischen Christen zuerst langsam, prächtig gekleidet, neunmal um das heilige Grab. Das Gewand ihres Patriarchen und seine Tiara funkelten von einer Menge kostbarer Edelsteine; seidene Fahnen wehten, und das Ganze bildete einen herrlichen Anblick, doch die abscheulichen Töne, welche sie Gesang nannten, that der Feierlichkeit großen Eintrag.

Theodor konnte sich sogar hier, an dieser heiligen Stätte, nicht enthalten zu denken: O wie Vieles schimmert auf der Welt und glänzt, während ihm doch der innere Gehalt und der fromme Sinn abgeht.

Den Armeniern folgten die Griechen, deren ausdrucksvolle Köpfe Theodor's Künstlerauge lebhaft anzogen; sie trugen Blumensträuße in den Händen, um selbe weihen zu

lassen, und sie sodann als immerwährendes Andenken in die Heimath mitzunehmen.

Endlich ertönte langsam, majestätisch und feierlich der schöne Gesang der Franziskaner, und Theodor vergaß darüber, ihre schlichten Kutten und groben Gürtelstricke mit den schimmernden Gewändern der Griechen und Armenier zu vergleichen. Wie sollte er auch solche Vergleichungen an dem Grabe Dessen anstellen, der da sprach: „Die Füchse haben ihre Höhlen, aber der Menschensohn keine Stelle, wo er sein Haupt hinlegen könnte;" und an einer andern Stelle: „Selig sind die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich."

Jeder der Franziskaner trug eine brennende Wachskerze in der Hand, und an jedem durch die Ueberlieferung geheiligten Orte knieten sie nieder, bis sie endlich in der Kapelle verschwanden, wo das Grab der Kaiserin Helena gezeigt wird, und in die Kapelle hinunter stiegen, wo das Kreuz gefunden wurde.

Theodor wollte so eben in das Kloster zurückkehren, als ihn einer der Reisegefährten, die mit ihm in Bethlehem waren, bestimmte, in seiner Begleitung einen Gang durch die Stadt zu machen. Auf diesem Wege kamen sie an einem kleinen Häuschen vorüber, welches Theodor, er wußte selbst nicht warum, auffiel. Verwundert und sinnend blieb er stehen, als plötzlich ein Gedanke ihm in den Sinn kam. Ja, dachte er, hier muß es gewesen seyn, wenn anders etwas Wahres an der Sage ist, wo Ahasver Jesus von seiner Thüre stieß. Doch sey dieß, wie immer, du allmächtiger Gott hast mich wunderbar auf meinem bisherigen Lebenspfade geleitet; durch jenes Buch hast du mir meinen Beruf zu erkennen gegeben; ihm habe ich zu verdanken, daß ich mich nun an diesen heiligen Or-

ten befinde, wo sich die größten und wichtigsten Ereignisse zutrugen, welche die Weltgeschichte kennt.

Er erzählte seinem Begleiter das Bemerkenswertheste aus seinem Leben, und dieser war darüber sehr verwundert und betete mit Theodor Gottes weise Vorsehung an.

Er überredete Theodor, mit ihm die jüdische Synagoge zu besuchen, und dieser folgte gerne, um das jüdische Volk in der Stadt kennen zu lernen, wo es einst herrschte.

Zwischen dem Berge Sion und der Stätte des ehemaligen Tempels wohnt eine kleine Völkerschaft, die von allen übrigen Bewohnern Jerusalems in beständiger Abgeschiedenheit lebt; verachtet von Allen sank sie immer tiefer, ohne den Mund zu einer Klage zu öffnen.

In beständigem Drucke lebend dulden die Juden Erpressungen und schreckliche Mißhandlungen, ohne je zu klagen; sie leiden Stockstreiche, ohne zu seufzen; verlangt man ihren Kopf, so bieten sie ihn selbst dem Schwerte dar.

Stirbt irgend ein Mitglied dieser mit Fluch beladenen Gemeinde, so wartet der nächste Nachbar die Nacht ab, und begräbt ihn heimlich im Thale Josaphat, einst von den Riesenschatten des Salomon'schen Tempels beschattet.

Wer in die Wohnungen dieses unglücklichen Volkes eindringt, der sieht da, wie sie seufzend unter der Last ihres Elendes ihren Kindern die geheimnißvollen Bücher vorlesen, welche diese einst wieder ihren Kindern mittheilen.

Schon vor mehr als tausend Jahren hat dieses Volk gethan, was es noch zur Stunde thut; sechsmal schon wohnte es seit dem Tode des Messias der Zerstörung seiner Mutterstadt bei, und dennoch ist nichts vermögend, ihre Blicke von Sion abzulenken.

Wer die Juden auf dem ganzen Erdkreise zerstreut

sieht, kann sich der Verwunderung nicht erwehren, wer sie hier zu Jerusalem findet, der wird von Erstaunen und Schauer ergriffen.

Noch immer erwarten sie ihren Messias; in der Nähe des herrlichen Tempels, von dem längst kein Stein mehr auf dem andern steht, dauert ihre trostlose Verblendung schon so viele Jahrhunderte fort.

Die alten Römer und Griechen verschwanden von der Erde; aber ein armseliges Volk, dessen Ursprung jenen großen und berühmten Völkerschaften lange voran ging, besteht ohne Vermischung in den Trümmern seines Vaterlandes fort! Gibt es irgend ein Nationalwunder, so ist es dieses.

So dachte Theodor, als er und sein Gefährte in einen düstern Hof hinab stiegen, worin sich die Synagoge befand, die mit einem zum Theil zerstörten Dache bedeckt war. Welcher Abstand gegen die glänzende Grabeskirche, die sie so eben verlassen hatten!

Es wurde eben Gottesdienst gehalten, und über die Gruppen der Anwesenden war eine Traurigkeit, eine Unruhe verbreitet, welche das innigste Mitleiden in Theodor erweckte. Beide schieden nach einiger Zeit wieder von dem traurigen Schauspiele, aber Theodor genoß des anziehenden, melancholischen Anblickes noch oft, der neben großen Erinnerungen traurige Gefühle erweckte, einen alten Juden nämlich mit ehrwürdigem weißen Barte auf seinen Stab gestützt in der reichen, jetzt so stillen Ebene von Jericho, an den Abhängen der Berge, an den Ufern des Kischon wandeln zu sehen, dort, wo einst der Arm der Gewaltigen in den Schlachten des Gottes Israels erlag.

Bis zum Palmsonntage hatte sich die Zahl der

morgenländischen Pilger in der Stadt sehr vermehrt, und Theodor hatte indeß einige Klostergeistliche kennen gelernt, welche ihn bewogen, in den ersten Tagen der Charwoche entweder nach dem Libanon zu reisen, oder sonst Ausflüge in der Gegend Jerusalems zu machen.

Theodor folgte dem letzteren Rathe und am Abende des Palmsonntages ging es zum Stephansthore hinaus. Die Sonne stand schon tief, als sie an den Oelgarten kamen; sie gingen über die Brücke des Baches und kamen in den Garten Gethsemane, welcher von einem niedrigen Zaune umgeben ist und außer einigen uralten Oelbäumen dem Auge kein anderes Grün darbietet.

Auf der Höhe des Oelberges angekommen schaute Theodor auf Jerusalem hernieder; nicht wie damals, als er zum ersten Male von einer andern Stelle die Stadt erblickte, sah er einen Haufen Ruinen und Trümmer, nein, jetzt glänzte sie im Strahle der untergehenden Sonne mit ihren gezackten Mauern, blauen Moscheen und deren weißen Minarets, und hunderte von Kuppeln, auf welche das Licht der Sonne fiel, die alten Thürme, die Wächter der Mauern, und endlich unter diesem Ocean von Häusern und diesem Gewölke kleiner Kuppeln ein den Jahrhunderten trotzender Dom, nämlich die Kirche des heiligen Grabes, boten sich seinem Blicke dar.

Ueber dem Ganzen lag jedoch ein Schleier der Wehmuth, die nur in den Klageliedern des Propheten Jeremias empfunden und ausgesprochen ist. „Wie sitzest du so einsam, o Stadt," heißt es darin, „einst so voll des Volkes! Gleich ist sie geworden einer Wittwe die Königin der Völker! Zinsbar ist sie geworden die Fürstin über die Lande!"

Doch die sich neigende Sonne erinnerte an die Rückkehr, um vor dem Thorschlusse noch in die Stadt zurückzukommen. Am andern Morgen zogen sie durch das Thal Josaphat an dem Denkmale Absalon's und dem Grabmale des Königs Josaphat vorüber, wo so eben die Juden eine Begräbnißfeier hielten. Still und stumm saßen sie auf den Gräbern, und Traurigkeit und Wehmuth sprach aus ihren Zügen und zur Erde nieder gesenkten Blicken. Ein ergreifendes Schauspiel, das Volk in dem Thale zu sehen, wo einst seine Könige Opfer brachten, seine begeisterten Propheten sprachen, und wo nach seinem Glauben die Posaunen der Engel es einst zum Gerichte erwecken werden. Ihre Wanderung fortsetzend kamen sie an das Dorf Siloe und kehrten zur Mittagszeit in das Franziskanerkloster zurück.

Als sie in das Kloster zurückgekommen waren, erfuhren sie, daß eine Anzahl Pilger in den Nachmittagsstunden einen feierlichen Betgang nach Bethanien zum Grabe des Lazarus halten wollten, und Theodor schloß sich diese Gelegenheit benützend dem Zuge an.

Sie brachen auf, als es bereits dunkelte, und da der Mond nicht schien, so wurden angezündete Fackeln vertheilt; es schlug zehn Uhr, als sie aus dem Stephansthore traten. Alle Pilger folgten baarfuß den singenden Priestern, deren jeder eine brennende Kerze in der Hand trug; im Garten Gethsemane wurde gehalten, und bei den Erinnerungen, die an dieser Stelle bei dieser feierlichen Stunde erwachten, machten die Gebete und Gesänge die sich auf die Zeit und den Ort bezogen, einen desto tiefern Eindruck.

Am Abhange des Oelberges hin wandelte der Zug, die Fackeln warfen schwankende und ungewisse Lichter auf

die nächste Umgebung, während die lange Prozession sich auf dem schmalen Pfade fortbewegte. Auf dem Gipfel des Oelberges wurde Halt gemacht, unter frommen Gebeten bis Mitternacht verweilt und dann wieder aufgebrochen. Endlich erreichte der Zug das Dorf Bethania, wo alles noch in tiefer Ruhe begraben lag, die aber jetzt durch die Stimmen der Priester und Pilger unterbrochen wurde.

Sie kamen zum Felsengrabe des Lazarus; alle Pilger stiegen die schmalen Stufen hinab, und die Fackeln beleuchteten glänzend die Wände der Höhle, die sonst selbst am Tage in gänzliche Finsterniß gehüllt ist.

Die Priester standen unten, die Pilger beugten sich in Andacht über sie hinab, um einen Blick in das Grab zu werfen, und der feierliche Gesang verkündigte den Sieg, den die Macht des Kreuzes über Grab und Tod errungen, und die Auferstehung zum ewigen Leben.

Ein schwaches Morgenroth leuchtete über den Oelberg hervor, als sie das Grab verließen, und ehe sie noch das Stephansthor erreicht hatten, glänzte schon die Sonne mit ihrer Pracht und Herrlichkeit über den Gebäuden und Thürmen der Stadt.

Am grünen Donnerstage wurde die Gedächtnißfeier der Einsetzung des Allerheiligsten Altarsakramentes in der Klosterkirche abgehalten.

Am andern Tage, als am heiligen Charfreitage, verfügte sich Theodor in die bereits von unzählbaren Menschen erfüllte Grabeskirche, um der Grablegung beizuwohnen.

In sieben Sprachen wurde gepredigt; alle Mönche Jerusalems, jeder eine brennende Wachskerze in der Hand, voran die Franziskaner, welche die Leidensinstrumente trugen, zogen von einem Monumente der Leidens-

geschichte zum andern; hierauf bestiegen die Mönche den Calvarienberg und nahmen von dem dort aufgerichteten Krucifixe das lebensgroße, mit beweglichen Gliedmassen versehene Bild des Heilandes ab, worauf sie es in weiße Linnen wickelten und zu dem Marmorsteine der untern Kapelle trugen, auf welchem der Ueberlieferung gemäß, der Leichnam Christi gesalbt wurde.

Jetzt drängten sich die Pilger herbei, warfen sich auf die Kniee, drückten die Stirne auf den Boden, küßten das Bild und die Marmorplatte, und aus vielen Augen drangen Thränen der Rührung.

Welch ergreifendes Schauspiel bot sich hier den staunenden Augen dar! Die bunten Turbane, die bärtigen Gesichter, die flatternden Gewänder der morgenländischen Pilger, die reiche Tracht der Armenier und Maroniten, das einfache blaue Baumwollengewand der Beduinen, die griechischen Mönche in ihrer schwarzen Tracht und dem langen auf die Schulter herabhängenden Lockenhaare, die griechischen Schiffer aus den Inseln des Archipels in ihren reichgestickten Oberkleidern — alles vereinigte sich zu einer bunten malerischen Gruppe, wie sie unsere europäischen Trachten wohl schwerlich hervorgebracht haben würden.

Hierauf wurde wieder gepredigt und nach dem Schlusse der Leichnam in das Grab getragen, wo er bis zum Auferstehungsmorgen zu bleiben hatte.

Der Auferstehungsmorgen erschien und verging mit seinen mannigfaltigen Feierlichkeiten und Ceremonien, und am Ostermontage schloß sich Theodor einer Caravane griechischer Pilger an, um in ihrer Gesellschaft den Jordan zu besuchen, in welchem die morgenländischen Pilger sich gewöhnlich zu baden pflegen.

Der Weg führte über den Bach Kidron am Abhange des Oelberges auf dem Pfade hin, den auch der Herr einst hinabstieg, als er seinen feierlichen Einzug in Jerusalem hielt.

Nach einer Stunde erreichten sie das Dorf Bethania, wo Theodor schon einmal gewesen war.

Auf der Höhe vor dem Dorfe öffnet sich eine prächtige Aussicht in die hell erleuchtete Morgenlandschaft; man übersieht hier das todte Meer und den Jordan bis zu seinem Einflusse in die See.

Endlich kamen sie an den Jordan. In einzelnen Haufen zogen die Pilger an dessen Gestade durch Dickichte und Weidenbäume bis zu der Stelle, wo einst der Sage nach die Israeliten durch denselben gezogen waren.

Theodor erinnerte sich, zu Rom in einem Buche, das er in einer Bibliothek gefunden, gelesen zu haben, daß Josua, nachdem die Israeliten durch den Jordan gezogen, den Befehl gab, von jedem der zwölf Stämme Israel's sollte ein Mann aus dem Grunde des Flusses einen großen Stein nehmen und an das Ufer tragen. Aus diesen Steinen baute Josua einen Altar, auf welchem er dem Herrn ein großes Brand- und Dankesopfer darbrachte.

Beda, der alte ehrwürdige Geschichtschreiber, dessen Theodor gedachte, erzählt, daß er selbst diese Steine noch an dem Ufer des Jordans gesehen habe, und jeder derselben sey so schwer gewesen, daß sie kaum zwei der stärksten Männer in Bewegung setzen konnten.

Früher hielten sich in den Gesträuchen des Jordans oft Löwen und Tieger auf, welche von den Gebirgen herab kamen, und auch sehr große Schlangen hat man dort schon gefunden. Schon Plinius erzählte, daß zu seiner

Zeit hier eine Schlange getödtet worden sey, die dreißig Klaftern Länge und eine verhältnißmäßige Dicke gehabt habe, und deren Schuppen so stark waren, daß man Schilde für die Soldaten daraus verfertigte.

Die Stelle, wo einst Jesus die Taufe aus den Händen des heiligen Johannes empfing, und wo sich der Himmel öffnete, der heilige Geist in Gestalt einer Taube erschien und die Worte ertönten: „Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe!" sollte ein Kloster bezeichnen; da jedoch der Jordan häufige Ueberschwemmungen verursacht, so steht jenes Kloster dieser Stelle gerade gegenüber auf einer vom Jordan etwas entfernten Anhöhe. Als die Erbauerin desselben nennt man die heilige Helena.

In diesem Kloster war es, wo einst die heilige Büßerin Maria von Egypten das heilige Abendmahl empfing, bevor sie sich in die Wüste begab, und aus ihm war auch der fromme Abt Zosimus, der auf Ermahnung einer göttlichen Erscheinung sie viele Jahre nachher aufsuchte, sie mit dem Brode des Lebens speiste und ihren Leichnam in der Wüste begrub.

Unsere Pilger wateten in den Jordan, wuschen sich, nahmen Kieselsteine und Flaschen Wasser zum Andenken mit sich, und zogen sodann weiter zum todten Meere.

Bald dehnte sich dasselbe vor ihren Augen aus. Eine graue Haut bedeckt die Oberfläche, und das Wasser hat einen unerträglich bittern Geschmack; ringsumher ist die Natur todt, und kein Schiffer befährt die Fluthen dieses Meeres, aus welchem verpestete Dünste aufsteigen.

Der Wanderer sieht nichts als kahle, von der Sonne verbrannte Berge und ungeheuere aufeinandergethürmte Felsenmassen, deren Anblick Schauder erregt.

Todesstille herrscht in dieser furchtbaren Einöde, kein Vogel ist zu hören, meilenweit kein Grashalm zu sehen; alles gibt Zeugniß von der strafenden Hand Gottes, der um ihrer himmelschreienden Sünden willen diese einst so blühende Gegend und die so herrlichen Städte Gomora, Sodoma, Adoma und Seboim für immer vertilgte, und hier ein unvergängliches Denkmal seiner gerechten Rache zum Warnungszeichen für alle künftigen Generationen aufstellte.

Der Abend war schon eingebrochen, als sie von ihren Wanderungen in das Lager zurückkehrten, und am folgenden Tage fand die Rückreise nach Jerusalem statt.

Theodor benutzte einen längern Zeitraum, um die merkwürdigsten Orte dieser Stadt abzuzeichnen, und endlich kam der Tag, an welchem er auf immer von Jerusalem scheiden sollte, um nie wieder zurückzukehren. Noch einmal besuchte er daher die heiligen Stätten, blieb die vorletzte Nacht seines Aufenthaltes in der Grabeskirche eingeschlossen und betete dort aus dem Grunde und der Tiefe seines Herzens.

Herzlich war der Abschied, den er von den gastfreien Mönchen nahm, die durchaus keine Vergeltung für ihre Bewirthung annehmen wollten, weßwegen Theodor eine reiche Gabe in den Opferstock ihrer Kirche legte. Er hätte es für eine Todsünde gehalten, von den armen und doch so guten und gastfreien Mönchen zu scheiden, ohne ihnen ihre viele Mühe zu vergüten.

In Gesellschaft einer kleinen Zahl morgenländischer Pilger verließ Theodor die Stadt, um die Reise über Nazareth zu machen. Sie verweilten bei einer Baumgruppe, wo eine frische Wasserquelle hervorsprudelte, tränkten ihre Pferde und Maulthiere und füllten ihre Schläuche.

Während dem setzte sich Theodor auf ein Felsenstück und schaute nach der Stadt zurück, deren Mauern und Thürme bald seinen Augen auf immer entschwinden sollten.

Gegen Abend kamen sie in das enge Thal, wo das alte Sichem liegt. Man bezeichnete am Wege unserm Theodor den Jakobsbrunnen, wo Christus mit der Samariterin sprach, die gekommen war, Wasser zu holen.

Ihr Weg war den ganzen Tag über steinige, wüste Berge gegangen, wo nur manchmal ein Dorf zu sehen war, das wie ein Schwalbennest auf der Spitze eines Berges hing, und erfreulich war ihnen daher der Anblick von Sichem. Dieses Städtchen liegt reizend am Abhange eines Berges, der mit Gärten bedeckt ist, die sich terassenförmig erheben. Die Häuser der Stadt schienen aus Lustwäldern emporzusteigen, welche mit allen Arten von Blumen geschmückt sind, und klare Bäche erfrischen diese reizenden Pflanzungen. Man zeigte den Pilgern hier die Gräber Joseph's, Josua's und Eleazar's.

Nachdem sie die Nacht in Sichem zugebracht hatten, setzten sie mit Tagesanbruch ihre Reise fort. Ihr Weg ging über Bergrücken, und endlich langten sie in der Ebene Esdrelon an, welche von jeher das Schlachtfeld der blutigsten Kämpfe gewesen war.

Hier siegte Gideon, hier wurde Josias, König von Juda, von dem Egypter Könige Necho getödtet; hier kämpften Vespasian's Heere gegen die Juden, und hier besiegte Saladin die Kreuzfahrer.*)

---

*) In neuerer Zeit, im Jahre 1799, wurden auch hier durch 3000 Franzosen unter Bonaparte und Kleber 25,000 Türken geschlagen.

Sie durchzogen diese Ebene der Länge nach und erblickten nach Uebersteigung mehrerer Berge Nazareth, das reizend am Abhange eines Halbkreises von Bergen vor ihnen lag.

Im Kloster, welches wohl eines der schönsten in Palästina ist, fand Theodor gastfreundliche Aufnahme. Am andern Tage führte man ihn in die Kirche. Unter dem Chore derselben steigt man mehrere Stufen hinab zu einer Grotte, wo der Engel des Herrn Maria den Gruß brachte. Hierauf besuchten sie auch die Werkstätte Joseph's, gegenwärtig eine Kapelle unweit der Kirche.

Im Maronitenkloster zeigte man ihnen die Felsenabhänge, über welche die Juden Christus hinunterstürzen wollten, da seine Rede in der Synagoge ihnen mißfallen hatte.

Theodor betrachtete aufmerksam die Gegend von Nazareth und überließ sich gerne dem Gedanken, daß der Heiland und Erlöser des Menschengeschlechtes diese Gegend liebte, einstens darin herumwandelte, und da von der Welt zurückgezogen lebte, um über seinen großen Beruf nachzudenken.

Tiefe abgeschiedene Thäler, üppiger Pflanzenwuchs und stille, einsame Pfade, wo überhängende Felsen alle Störung verhindern, charakterisiren die Umgegend von Nazareth.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als die Reisegesellschaft Nazareth verließ, um das galiläische Meer zu besuchen.

Sie zogen am Fuße eines Berges hin, welcher der Segensberg heißt, weil Christus auf dem Gipfel desselben die Bergpredigt gehalten haben soll, und kamen bald

nach Tiberias, das auf einer schmalen Ebene, von Bergen umgeben, dicht am Ufer des galiläischen Meeres liegt.

Sie besuchten die Peterskirche, die an der Stelle erbaut ist, wo einst das Haus stand, welches Petrus bewohnte. Sie ist wahrscheinlich die erste Kirche in Tiberias, denn sie schien Theodor aus dem vierten Jahrhundert zu stammen.

Tiberias war nach der Zerstörung Jerusalems eine Zeit lang der Sitz des großen Rathes oder Sanhedrins der Juden. Noch immer kommen jüdische Andächtige aus allen Ländern hieher, denn es ist eine alte Judensage, daß sich hier in Tiberias einst der Messias aus dem See erheben werde.

In den Abendstunden machten die Reisenden noch einen Spaziergang an den Ufern des Sees Tiberias oder Genezareth. In ganz Palästina gibt es keine Gegend, die sich mit dieser an Schönheit vergleichen könnte; auf allen Seiten, ausgenommen wo der Jordan ein- und ausfließt, ist der See mit hohen Bergen umgeben, die sich in seinem klaren Wasser abspiegeln, nirgend aber sahen die Reisenden ein Fahrzeug auf dem See.

Der Jordan ergießt sich in den See, und eine starke Strömung verräth seinen Durchgang, wenn ein entgegengesetzter Wind weht, welche Winde den See oft stürmisch machen.

Die Reisenden brachten die laue Nacht unter Zelten zu, um mit Tagesanbruch den Tabor zu besteigen, der zwei Stunden von Nazareth entfernt als ein mächtiger Kalksteinfelsen sich 3000 Fuß hoch erhebt.

Nach Mitternacht stiegen sie durch einen Wald von

Eichen und Pistazien den untern Abhang des Berges hinan, aus dessen Rasendecke überall Blumen emporsproßten. — Der Gipfel des Tabors ist flach und nicht von großem Umfange, die Aussicht von der Höhe jedoch bezaubernd.

Gegen Mittag sahen sie die Ebene, das uralte Schlachtfeld Esdrelon, gegen Morgen die hohen blauen Gebirge, im Norden den Libanon, im Westen den Berg Karmel und den Wellenspiegel des mittelländischen Meeres.

Am Tage der Verklärung Christi wird in der Kapelle, welche sich auf der Stelle befindet, wo sich dieses Wunder zutrug, Messe gelesen.

Am Fuße des Berges liegt im Schatten hoher Bäume das Dorf, wo einst die Prophetin Debora geboren worden ist.

Erst nach mehreren Stunden verließen die Pilger den Gipfel des Berges, um über felsichte Pfade nach dem Dorfe Kanaa zu ziehen, welches anmuthig auf einer Anhöhe liegt. Nicht weit von dem Dorfe ist ein Brunnen, der köstliches Wasser gibt.

Die Pilger machten an diesem Brunnen Halt, weil man ihnen denselben als jenen bezeichnete, von dessen Wasser einst Jesu einige Krüge voll in Wein verwandelte.

Die Mittagssonne brannte heftig, darum breiteten sie ihre Teppiche an der Quelle im Schatten hoher Bäume aus und freuten sich der erfrischenden Kühle.

Nach kurzer Rast kamen sie in das Dorf, besuchten die Kirche, welche auf der Stelle stehen soll, wo einst die Wohnung des Brautpaares war, an dessen Hochzeit Jesu mit seiner Mutter Theil nahm.

Man zeigte ihnen daselbst große steinerne Krüge, in welchen sich der Sage nach das Wasser befunden

haben soll, welches Jesus sein erstes Wunder verrichtend in Wein verwandelte.

Von Kanaa reisten die Pilger gegen Abend nach Nazareth zurück, wo sie am folgenden Tage ausruhten, um zu dem letzten Theile ihrer Reise, längs der Küste von Syrien, neue Kräfte zu sammeln.

Am folgenden Tage brachen sie, sobald der Morgen graute, auf und zogen über Felsenwege nach der reichen Ebene Zabulon, welche bald im Lichte der Morgensonne sich vor ihren Blicken ausdehnte.

Der Himmel war hell, die Luft warm, lange Reihen rothbrauner Kühe, weißer Kameele, schwarzer Ziegen, zogen mit langsamen Schritten zu einer klaren und lieblichen Quelle, in deren kühlender Nähe im Schatten von Bäumen sich die Pilger gelagert hatten.

Auf leichten Rossen flogen Araber in rothen Gewändern, mit im Sonnenscheine glänzenden Waffen durch die Ebene, arabische Weiber aus benachbarten Dörfern erschienen in einzelnen Gruppen, und ihre langen himmelblauen Gewänder mit dem breiten weißen Gürtel, dessen Enden sie auf der Erde nachschleppten, und ihre blauen Turbane mit Schnüren von angereihten Zechinen geziert, boten einen malerischen Anblick dar.

Dicht neben den Pilgern hatten sich mehrere Beduinen gelagert. Die Männer trugen Kleider von einem schwarz und weiß gestreiften Stoffe von Ziegenhaaren, die Weiber das gewöhnliche blaue Gewand, einige brachten Wasser in Gefäßen, die sie auf ihren Turbanen trugen, andere wuschen fröhlich lachend an der Quelle, und einige reich gekleidete tanzten unter einem blühenden Granatbaume einen einförmigen Rundtanz ohne Kunst zwar, doch nicht ohne Anmuth.

Die Pilger brachen wieder auf und kamen nach einigen Stunden zu einer Reihe grüner Thäler zwischen Hügeln, die mit Immergrün bedeckt und mit Eichen bewachsen waren. — Diese Wälder trennen die Ebene Zabulon von dem Meerbusen von Akre; der Berg Karmel erhebt sich zur Linken.

Es war schon Abend, als sie in Akre einzogen, und nachdem sie daselbst übernachtet hatten, bestiegen sie mit anbrechendem Tage den Karmel. Dieser Berg ist 1500 Fuß hoch und der Gipfel, der mehrere Stunden im Umfange hat, mit Fichten und Eichen bewachsen.

Auf der Höhe desselben wachsen die herrlichsten Blumen: Hyacinten, Narzissen und Anemonen, und schon der Prophet Jesaias sagt: „Die Wüste wird blüh'n, denn die Herrlichkeit des Libanon ist ihr gegeben, der Schmuck Karmels und Sarons. — Eine Menge kristallheller Bäche entspringen auf dem Berge; der größte strömt aus dem Eliasbrunnen, und von Fels zu Fels fallend eilt er zwischen dicht bebuschten Ufern dem Kischon zu, der am Fuße des Berges ins Meer fällt.

Im Kloster auf der Bergeshöhe fanden sie freundliche Aufnahme; sie wurden mit Früchten bewirthet, welche die Mönche auf dem Berge selbst gebaut hatten.

Als sie einige Stunden vom Kloster aus die herrliche Aussicht betrachtet hatten, die sich weithin über das unermeßliche Meer, seine grünenden fruchtbaren Ufer und die blauen Höhen des Libanons erstreckt, stiegen sie vom Kloster wieder den Berg hinab, um die Höhlen zu besuchen, deren es namentlich auf der Westseite des Karmels eine Menge gibt.

An einer Stelle, die Höhle der Ordensleute ge-

nannt, findet man gegen 400 Höhlen neben einander; Fenster und Schlafstellen sind in den Felsen gehauen.

Weiter unten im festen Kalksteine ausgehauen findet man eine Höhle, die nach Theodor's flüchtiger Messung gegen 20 Schritte lang und vielleicht deren 15 hoch war; der Sage nach soll der Prophet Elias in diesen Höhlen lange gelebt und sich mit einigen hundert Jüngern hier lange Zeit vor der Verfolgung des damaligen Königs verborgen haben.

Sie stiegen nach Akre zurück, wo sie wieder übernachteten, und am folgenden Tage reisten sie wieder weiter. Die Sonne warf brennende Strahlen über das ehemalige weltbeherrschende Tyrus, jetzt Sur genannt. Die Trümmer häuften sich hier übereinander, und in der Entfernung schienen sie aus dem Meere empor zu steigen; von der ganzen einst so ungeheuer großen Stadt aber ist bis auf die Trümmer einer Wasserleitung fast alles verschwunden.

Dieß ist der Ueberrest einer Stadt, von welcher der Prophet Hesekiel sprach: „Mit der Menge deiner Waaren und deiner Kaufmannschaft machst du reich die Könige der Erde; du bist ein Lustgarten Gottes und mit allerlei Edelsteinen geziert.“

Nachdem sie ausgeruht hatten, ritten sie zu dem Brunnen Salamons, wie man den Ueberrest der Wasserleitung nennt. Drei Behälter voll klaren, frischen Wassers führen dieses Tyrus zu. Nach der Ueberlieferung ließ Salomon dieses Werk bauen, um den König Hyema zu belohnen, der ihm Cedern vom Libanon zum Tempelbaue gegeben und ihm mit seiner Seemacht Beistand geleistet hatte.

Am andern Tage ritten die Pilger nach Sidon,

der alten weltberühmten Stadt, nun ein unbedeutender Ort, und von da nach Beirut. Die Wälder um diese Stadt standen im üppigsten Sommerschmucke, das Wetter war günstig zu einer Gebirgsreise, und unser Theodor machte sich nach mehrtägiger Rast in Begleitung einiger eingeborner Pilger, welche von Jerusalem in ihre Heimath zurück reisten, auf den Weg. Vom Ufer des Meeres führten zahllose Pfade von Hügel zu Hügel, von einem Garten zum andern bis zum Fuße des Libanons.

Die großen Bäume, welche die Wege überschatteten, waren mit Reben überwachsen, Hecken von Rohr umgaben üppige Maulbeerpflanzungen und Weingärten, zahlreiche Quellen und Bäche erquickten den Wanderer mit köstlichem Wasser.

Allmählig stiegen die Wanderer bergan und die Aussicht erweiterte sich; sie überschauten immer mehr das fruchtbare Uferland, während sie eine Reihe der Vorberge des Libanons nach der andern überstiegen. Die Berge wurden immer höher, die Wege immer schlechter, und zuletzt so schwierig, daß sie oft von ihren Thieren, den sichern Eseln, absteigen mußten, um zu Fuß über steile und glatte Felsenstufen zu kommen.

Der Libanon erhebt sich als ein zackiger Gebirgskamm 10,000 Fuß, und ist zum Theil das ganze Jahr mit Schnee bedeckt, daher sein Name von dem hebräischen lebau (weiß seyn). — Die arabischen Dichter sagen, er trage den Winter auf seinem Haupte, den Frühling auf seinen Schultern, in seinem Schooße den Herbst, der Sommer aber schlummere zu seinen Füßen am mittelländischen Meere.

Der hohe und flache Rücken des Berges ragt in

die Wolken empor, Reihen von Dörfern, Landhäusern, Klöstern und Weingärten zeigen sich auf den steilsten Orten, die fast unzugänglich scheinen. — Der Ackerbau hört freilich auf, wo die Felsen fast senkrecht empor steigen, jedoch auch da blühen noch würzige Kräuter; schwarze Ziegen mit langen braunen Ohren und großen seitwärts gewundenen Hörnern und Schafe mit großen Fettschwänzen weiden auf den höchsten, dem Menschen unzugänglichen Bergspitzen.

Maronitische Mönche in schwarzen Kutten und blauen Kapuzen leiten auf den Aeckern ihrer Klöster unter Oelbäumen stille den Pflug; von Zeit zu Zeit erschallt die Klosterglocke, sie laut zum Gebete rufend; sie halten sodann ihre Ochsen an, knien neben dem Pfluge nieder und lassen ihre Thiere ausruhen, während sie selbst eine kurze Zeit beten.

Theodor und seine Gefährten durchzogen das Gebirg nach allen Richtungen, und überall fanden die Reisenden die herzlichste Aufnahme in Dörfern und Klöstern.

Die Maroniten, so heißen die Bewohner des Libanons, leiten ihren Ursprung von dem Einsiedler Maron ab, der eine schon im sechsten Jahrhunderte erwähnte Mönchsgesellschaft stiftete, und, während ihre Meinungen von den griechischen Christen verdammt wurden, zu einem kriegerischen Bergvölklein heranwuchsen, das seine Selbstständigkeit auch später gegen die Muhamedaner zu behaupten wußte.

Seit dem zwölften Jahrhunderte haben sie sich der römisch-katholischen Kirche angeschlossen, von der sie jedoch einige abweichende Meinungen hegen.

Der Libanon enthält eine außerordentliche Menge

Klöster, welche fast alle eine sehr schöne Lage haben; von dem letzten Kloster aus, in welchem unsere Reisenden eingekehrt waren, besuchten sie an einem schönen Morgen den berühmten Cedernwald auf dem Libanon, der bei dem Dorfe Bschierai liegt.

Dieser Wald bildet ein großes Amphitheater und hat ungefähr eine Viertelstunde im Umfange; der größte Baum hat ungefähr 40 Fuß im Umkreise, die schönsten und schlanksten Cedern aber haben meistens 2 — 3 Fuß im Durchmesser, und die Zweige bilden einen schönen, weithin Schatten werfenden Kegel.

Theodor zählte bei 300 Bäume, andere Reisende haben jedoch die Zahl verschieden angegeben, je nachdem man nur die Hauptstämme oder auch die Schößlinge zählt.

Langsam stiegen die Reisenden den Libanon wieder herab; oft machte Theodor Halt, um die schönsten der so mannigfaltigen Aussichten zu zeichnen, und endlich erreichten sie Bairut, wo ein italienisches, nach Neapel bestimmtes Schiff nur noch seiner Ladung wartete, um abzusegeln.

Sechstes Kapitel.

Rückkehr.

Theodor fand Platz auf dem Schiffe, und da ein sehr reicher türkischer Kaufmann, der ein sehr ausgebreitetes Handelsgeschäft mit Neapel führte, mit seinen

beiden Dienern und vielen Waaren sich dieser Tage auch noch einschiffte, so stand der baldigen Abfahrt nichts mehr entgegen.

Während der Fahrt verwandte Theodor seine Zeit dazu, seine Zeichnungen zu ordnen und durchzusehen. Diese Arbeit war bald geschehen, und nun saß er oft Stunden lang auf dem Verdecke, an den Mastbaum gelehnt, überdachte das bisher Erlebte und machte Pläne für die Zukunft.

Glücklich war die Fahrt, leicht flog das Schiff vor dem milden Hauche eines günstigen Windes dahin; nichts als Himmel und Fluth waren zu schauen, und die Abendsonne sandte Abschied nehmend ihre Strahlen wie glühende Pfeile über die Meeresfläche; schmauchend gingen die Matrosen auf dem Verdecke auf und ab spazieren, als sich dem in Gedanken verloren dasitzenden Theodor der türkische Kaufmann näherte, dessen wir schon oben gedacht haben.

Er war ungefähr von Theodor's Alter, aus Alleppo gebürtig seit seinen Jugendjahren Handel treibend; hatte er schon die größten und wichtigsten kaufmännischen Pläne ausgeführt; sein Vater war schon seit einigen Jahren todt und er der alleinige Besitzer eines ungeheuern Vermögens.

Obwohl in den strengsten Lehrsätzen des Muhamedanismus erzogen, war er doch den Christen gewogen, da er eine Art von klassischer Bildung genossen hatte, die immer die Herzen sanfter und milder stimmt: er kannte und verehrte die großen persischen, türkischen und arabischen Dichter und konnte manche ihrer Lehrgedichte fast auswendig.

Theodor hatte gleich anfangs eine besondere Zu-

neigung zu dem Türken gefaßt, welche dieser ihm auf das Freundlichste entgegenkommend erwiederte.

Stunden lang saßen sie oft beisammen unter einem gegen die glühenden Sonnenstrahlen schützenden Teppich und besprachen sich über die Heldenthaten und Dichterwerke der beiden Völkerstämme, denen sie entsprossen, über Abendland und Morgenland.

Der junge Muza, so hieß der Kaufmann, brachte öfters verschiedene Pergamentrollen auf das Verdeck und übersetzte unserm Freunde den Inhalt derselben, der in anmuthigen Sprüchen, weisen Lehren oder auch aus Helden=, Lehr= und Liebesgedichten bestand, in die italienische Sprache, deren er mächtig war.

Wie oft wünschte sich Theodor jetzt das Büchlein, welches er beim Abschiede seiner Schwester geschenkt hatte, und das die schönsten Erzählungen des neuen Testamentes enthielt und mit schönen Bildchen geschmückt war, welche Theodor noch bei Meister Rogier gefertigt hatte. Den herrlichen Inhalt dieses kostbaren Buches wollte er nämlich den Mittheilungen Muza's entgegensetzen; aber trug er ja doch den Kern dieses heiligen Buches im Geiste bei sich.

Wohl sann er oft minutenlang nach, so daß man hätte meinen können, er sey verlegen und scheu, und könne den glänzenden Blumen und Früchten, die aus Muza's herrlichem Geiste, den Allkoran*) beschattend und verherrlichend, emporstiegen, nichts entgegensetzen; aber bald trat ein schlichter, Liebe, Glaube und Hoffnung athmender Spruch aus der Bibel auf Theodor's Lippen

*) Die Bibel oder das Gesetzbuch der Muhamedaner.

und beschämte mit seiner Taubeneinfalt die farbenspielende Schlangenklugheit in Mahomeds Lehre und bezwang sie mit leichter Mühe.

Finster und verschlossen stand sodann der junge Kaufmann auf und schien auf einige Zeit fast Theodor zu meiden, doch bald trat er in alter Freundlichkeit wieder auf ihn zu.

An einem milden, freundlichen Abende erzählte ihm Theodor seine eigene Lebensgeschichte, die so reich an Gottes allwaltender Vorsehung war; er erzählte ihm vom stillen freundlichen Kloster in der Heimath, und wie sich es gefügt habe, daß er ein Maler geworden; er erzählte ihm von Rom, von Palästina, so daß sich in dem jungen Araber immer mehr eine Neigung zur Christuslehre regte. Einst hatte ihm Theodor auf sein Befragen die Volkssage vom ewigen Juden erzählt, und der junge Araber meinte, auch in seiner Heimath gebe es eine Volkssage von einem Manne, der ewig jung von Zeit zu Zeit wieder an den alten Ort kommt, um zu sehen, ob die Welt noch immer stehe, und wie es auf ihr zugehe.

Er holte nun aus seiner Kajütte eine Pergamentrolle, die ein Bruchstück des arabischen Liedes enthielt, welches diese Geschichte besingt. Das Lied heißt in's Deutsche übersetzt:

Chidhen, der ewig junge, sprach:
Ich fuhr an einer Stadt vorbei,
Ein Mann im Garten Früchte brach;
Ich fragte, seit wann die Stadt hier sey?
Er sprach und pflückte die Früchte fort:
Die Stadt steht ewig an diesem Ort
Und wird so stehen ewig fort.

Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich des nämlichen Wegs gefahren.
Da fand ich keine Spur der Stadt;
Ein einsamer Schäfer blies die Schalmei,
Die Heerde weidete Laub und Blatt;
Ich fragte, wie lang ist die Stadt vorbei?
Er sprach und blies auf dem Rohre fort:
Das eine wächst, wenn das andre dorrt;
Das ist mein ewiger Weideort.

Und wieder nach fünfhundert Jahren
Kam ich des nämlichen Wegs gefahren.
Da fand ich ein Meer, das Wellen schlug,
Ein Schiffer warf die Netze frei;
Und als er ruhte vom schweren Zug
Fragt ich, seit wann das Meer hier sey?
Er sprach und lachte über mein Wort:
So lang als schäumen die Wellen dort,
Fischt man und fährt man in diesem Port.

Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich des nämlichen Wegs gefahren.
Da fand ich einen waldichten Raum,
Und einen Mann in der Siedelei,
Er fällte mit der Axt den Baum.
Ich fragte, wie alt der Wald hier sey?
Er sprach: der Wald ist ein ewiger Hort;
Schon ewig wohnt man an diesem Ort,
Und ewig wachsen die Bäume hier fort.

Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich des nämlichen Wegs gefahren.
Da fand ich eine Stadt, und laut
Erschallte der Markt vom Volksgeschrei;
Ich fragte: seit wann ist die Stadt erbaut?
Wohin ist Wald und Meer und Schalmei?

Sie lachten und sprachen auf mein Wort:
O so ging es ewig an diesem Ort,
Und wird so gehen ewig fort.

Und aber nach fünfhundert Jahren
Will ich des nämlichen Weges fahren.

Muza schwieg; Theodor lobte den trefflichen Sinn dieses Gedichtes und sprach: „Dein Gedicht enthält die Wahrheit, wie Alles wechselt im Leben, und wie auf der Welt nichts Bestand hat.

„Meine Sage vom ewigen Juden enthält, wenn sie bloß Sage ist, auch eine Wahrheit: „Siehe das jüdische Volk erkannte in Christus seinen Erlöser nicht, es verstieß ihn grausam, und was die Sage Christus zum ewigen Juden sprechen läßt, gilt eigentlich dem ganzen Volke; es kann nicht Ruhe finden, sein Geschlecht wird nicht aussterben bis an dem großen Gerichtstage, und bis dahin wird es ruhe- und rastlos in der Welt herumirren, ohne eigentliche Heimath, verspottet und verachtet."

Muza, der schon öfters das Treiben der Juden mit angesehen hatte, und dem Theodor schon längst das Meiste und Wissenswertheste des alten und neuen Testamentes mitgetheilt hatte, gab ihm Recht und bat ihn, ihm für heute noch etwas von Jsa ben Mariams (von Jesus dem Sohne Marias) zu erzählen. Hocherfreut entsprach Theodor gerne seinem Wunsche, da solche Gespräche immer seine liebste Unterhaltung ausmachten.

So vergingen die Tage auf dem Schiffe, welches bis jetzt stets die beste und günstigste Fahrt gehabt hatte; doch nirgends in der Welt findet man stets ungetrübtes Glück. Auch an unsern Reisenden bewährte sich diese

alte und wahre Regel; denn als eines Morgens Theodor sich vom Lager erhob, spürte er schon an der seltsamen Bewegung des Schiffes, daß wohl einige Aenderung in der bisher so sanften Fahrt eingetreten seyn müsse.

Und so war es auch. Als er das Verdeck betrat, da staunte er über die vorgegangene Veränderung; anstatt den reinen tiefblauen Himmel sah er einen Himmel mit düstern, bleifarbigen, finstern Wolken bedeckt, statt dem milden Lüftchen, welches sonst die Meeresfläche gekräußelt hatte, heulte ein stürmischer Orkan, der die Wellen gleich Bergen hob und das Schiff von einem Wellenabgrunde in den andern schleuderte.

Theodor eilte auf den Kapitän zu, um denselben zu fragen, ob Gefahr vorhanden sey, doch mit finsterer Miene und gerunzelter Stirne gab dieser nur durch ein leichtes Achselzucken eine sehr zweideutige Antwort.

Mit lauter Stimme ertheilte der Kapitän mittelst des Sprachrohres den Matrosen seine Befehle. Theodor mußte sich an einem Taue halten, um durch die heftig schwankenden Bewegungen des Schiffes nicht in das Meer geschleudert zu werden; dieses drohte bei jedem Wellenschlage in Trümmer zu gehen, und alle auf dem Schiffe, vom Sturm gewohnten und seeerfahrenen Kapitän bis zum Schiffsjungen herab, fühlten lebhaft, daß sie vielleicht auf dem Scheidepunkte vom Leben ständen.

Jede Minute konnte das Schiff zertrümmert werden und sogar die ältesten und erfahrensten Matrosen schüttelten die Köpfe und meinten, diesen Sturm nicht zu überleben. Auch Theodor dachte, daß er die Seinigen nicht mehr sehen, nicht mehr froh begrüßen werde; er schloß seine Rechnung mit dem Himmel, bat Gott herz=

lich um Vergebung seiner Sünden und betete aus dem Grunde seiner Seele.

Wunderbar fühlte er sich nach dem Gebete gestärkt; was auch die Zukunft für ihn in ihrem Schooße bergen mochte, noch eine glückliche Zukunft oder jetzt den Tod in der Blüthe der Jahre im feuchten Wellengrabe, ob Sonnenschein folge der Sturmeswuth und er die tobenden Wellen wieder geglättet sehe, oder ob das Wasser immer heftiger rasen und ihn vielleicht schon in wenig Minuten in die finstere Tiefe hinabziehen werde, — auf alles fühlte er sich gefaßt; er blickte fest und ruhig auf das an den Mastbaum geheftete Crucifix und erwartete festen Muthes den entscheidenden Augenblick.

Muza erschien in diesem Augenblicke an Theodor's Seite und schien gefaßter, als sich dieser ihn eingebildet hatte. „Fürchtest du den Tod nicht?" fragte Theodor, weißt du auch, daß hier Rettung kaum mehr möglich, daß alle Hoffnung beinahe verschwunden ist?"

„Wohl weiß ich das," entgegnete Muza, „doch warum soll ich den Todesengel scheuen? Ist doch jedem Menschen sein Schicksal längst bestimmt, und ob ich hier auf dem schwankenden Schiffe oder dort auf Arabiens glühendem Sande mich befinde, überall kann mich Azrael, der Gewaltige, ereilen und abholen, um Mohema zu schauen in Edens herrlichen Auen."

Ergriffen hörte ihm Theodor zu, und er fühlte in sich lebhafte Reue, nicht größere Mühe angewandt zu haben, dieses herrliche Gemüth zum christlichen Glauben zu führen; er tröstete sich jedoch, bis jetzt sein Möglichstes gethan zu haben, und betete herzlich zu Gott, wenn er anders ihr Leben erhalten würde, ihm Beistand zu leisten, Muza zu einem Christusbekenner zu bekehren.

In diesem Augenblicke rief die Stimme des Kapitäns: „Schnell das Schiff gewendet, sonst sind wir verloren!“ und sprang zugleich nach dem Steuerruder; eine heftige Welle strömte über das Schiff, prallte aber, Dank sey es der weisen Anordnung des Kapitäns, an dem schnell gewendeten Schiffe ab und zerschellte an dessen Seiten.

Doch weh! was tönet dort tief aus den Wellen für ein Schreckensruf? Es ist die Stimme des wackern Kapitäns, den die Welle weit mit fortgerissen hat; trostlos geberden sich die Matrosen, denn jetzt gibt's keine Rettung mehr, da jener, der allein sie hätte retten können, selbst ohne Rettung verloren ist.

Doch wer ist der kühne Mann, der sich ohne Bedenken in's wogende Meer stürzt und gerade noch zur rechten Zeit den eben Sinkenden erfaßt und mit starkem Arme über dem Wasser erhält?

Man wirft ihnen ein Tau zu und zieht beide an Bord; der Retter ist Theodor, der den bewußtlosen Kapitän im Arme hält; frohlockend empfängt ihn Muza mit einem „Allah sey gelobt!“ und Theodor und Muza vereinigen nun unterstützt von den noch vor Schrecken starren Matrosen ihre Anstrengungen, um den noch immer regungslos daliegenden Kapitän ins Leben zurückzurufen.

Endlich schlug er die Augen auf, und nach einiger Ruhe fragte er mit leiser Stimme, wer das Werk vollbracht habe, und herzlich und ungekünstellt, aber aus gerührtem Herzen kommend waren die Dankesworte des wackern Schiffmannes, die er zu Theodor sprach.

Die Matrosen fielen auf die Kniee, sie dankten Gott und baten Maria, den Meeresstern, im herzlichen Gebete,

ihnen beizustehen in der Noth und sie die Heimath wieder erblicken zu lassen.

Und sieh, hier, wo das menschliche Auge keine Rettung mehr erblickte, wo schon der Tod sein Leichenantlitz zeigte, da senkte sich wieder Hoffnung in das Herz der Hoffnungslosen, denn die Winde ließen etwas nach und die Wellen rasten nicht mehr so fürchterlich. Die Mannschaft des Schiffes hörte nicht auf zu beten, die Wolken verzogen sich, der Sturm hörte auf, freundlich schien bald die Sonne wieder auf die Durchnäßten nieder, und am Abende, als die Schiffslaternen angezündet wurden, konnten sie Gott für ihre Errettung danken.

Und wie einst nach der Erzählung der heil. Schrift die Schiffsleute den Propheten Jonas ins Meer werfen wollten, im festen Glauben, seine sündige Gegenwart sey am nahen Untergange des Schiffes Ursache, so zogen jetzt die Schiffsleute zu Theodor, ihn fast als Heiligen verehrend und im Glauben stehend, daß Gott nur um seinetwillen ihr lasterhaftes Leben gefristet habe.

Doch finster lehnte Theodor alle und jede Dankesbezeugung dieser Art ab. „Danket Gott,“ sagte er, „und nicht mir; ich bin ein sündiger Mensch wie ihr. Lebet aber in Zukunft fromm, damit ihr getrosten Muthes allen Gefahren und selbst dem gewissen Tode mit reinem Gewissen und ruhig in's Auge sehen könnet.“

In Muza war eine große Verwandlung vorgegangen; nicht mehr wie früher antwortete er in lustigen Liedern auf Theodor's fromme Erzählungen, mit größter Ehrerbietung hörte er jetzt seinen Reden zu; er sagte sich allmählich von der Lehre des trügerischen Lügenpropheten Muhammed los und horchte mit kindlicher

Ehrfurcht und Aufmerksamkeit der Lehre von Jesus Christus!

Tief erschütterte sein immerhin für alles Große und Erhabene empfängliches Herz das liebevolle Gebot Jesu: „Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst; Gott aber über Alles!“

„Jetzt begreife ich es,“ sprach er zu Theodor, „wie du den Muth haben konntest, so schnell zur Rettung des Schiffkapitäns in das tobende Meer zu springen; jetzt ist es mir klar, warum du dein Leben an das eines andern wagtest. — Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst! Wenn irgend ein Glaube der rechte und wahre ist, rief er mit tiefer Rührung aus, so ist es dieser, und ich will fortan keinen andern mehr bekennen; ja ich will Gott über Alles lieben, den Allgütigen, der nicht, wie ich bisher glaubte, das finstere Ungefähr walten läßt, sondern Alles nach festem ewigem Gesetze zur Belohnung des Guten, zur Bestrafung des Bösen fügt.“

Sein Blick glühte in Andacht, als Theodor ihm wiederholt das Leben von Jesu Christi erzählte; er fühlte tiefes Mitleiden bei der Angst Jesu am Oelberge, mit dem geduldig leidenden, falsch angeklagten Jesu vor dem Richterstuhle, und weinte Thränen des Mitleids und der Rührung am Golgatha, wo Jesus aus Liebe zu uns armseligen Menschen den Tod des Kreuzes gestorben ist.

So war sein Herz immer bei Gott, und hoher Seelenfrieden erfüllte sein frommes Gemüth.

„Siehe,“ sprach Theodor, „wie wunderbar Gottes Fügungen sind; wie leicht hättest du auf ein anderes Schiff kommen können, dann würdest du die fürchterlichen Schrecken eines Meeressturmes nicht erlebt haben und vielleicht ohne Gefahr nach Europa gekommen seyn; dann

aber würdest du vielleicht niemals die Seligkeit der Christuslehre erfahren haben. Ja erfülle deinen frommen Vorsatz, werde ein Christ, damit ich dich als Mitbruder begrüßen kann; o wie süß ist die Bürde und das Joch des Christenglaubens, und wie beseligend macht diese heilige, göttliche Religion!"

Muza erkannte diese Wahrheit und weihte sich unter dem Beistande Theodor's den größten Theil des Tages hindurch dem Gebete und flehte zum Herrn, ihn zu erleuchten, damit er immer nach jenem frommen Sinne strebe, in welchem jede Prüfung mit standhafter Ergebung und jedes harte Geschick mit kindlicher Geduld übertragen wird.

Er schmachtete mit Ungeduld und mit Feuereifer nach der christlichen Taufe, und bald wußte Jedermann im Schiffe, daß es sein einziger Wunsch sey, durch sie in die Gemeinschaft der Christen aufgenommen zu werden.

Theodor tröstete ihn, und sprach: „Neapel wird bald erreicht seyn; dann wird dein Wunsch bald durch priesterliche Hand erfüllt werden, und ich werde dich bald Bruder in Christo nennen können." Doch Muza entgegnete: „Auf dem Meere ward ich geboren, als einst vor Jahren mein Vater und meine Muter eine Reise nach Konstantinopel machten; auf dem Meere möchte ich auch zum zweiten Male in Christus wiedergeboren werden."

Siebentes Kapitel.

Kampf mit Seeräubern.

Noch immer waren sie auf dem Meere, als sie einst von weitem den Donner von Kanonen hörten, und da der Kapitän versicherte, daß es weit und breit kein Land gebe, und auch keine christliche Nation mit der andern sich im Kriege befinde, so blieb kein Zweifel mehr, daß irgend ein christliches Schiff mit einem Seeräuber von Algier, Tunis oder Fez im Kampfe begriffen sey. Der Schiffskapitän versammelte seine Leute und fragte sie, ob er weiter segeln, oder ob sie, da hinlänglich Waffen vorhanden wären, den christlichen Brüdern Beistand leisten wollten.

Das Schiffsvolk entschloß sich zum letztern, Säbel und Degen, Aexte und Beile, Schwerter und Dolche, Pistolen und Flinten wurden in der größten Eilfertigkeit auf das Verdeck geschleppt, während Muza in bitterer Rathlosigkeit dastand, da er sich in der Lage befand, hier vielleicht gegen seine eigenen Landsleute fechten zu müssen. Aber seine bessere Ueberzeugung siegte und er dachte: es sind Räuber, sie wollen Christen, jetzt schon in Gedanken mrine Glaubensbrüder, entweder tödten oder in die noch fürchterlichere Sklaverei schleppen; ich will daher den Christen beistehen. Leider darf ich nicht, wie einst der barmherzige Samariter that, Wunden heilen, sondern ich muß mit todbringender Faust selbe schlagen.

Immer näher kamen sie der Gegend, von welcher der Kanonendonner tönte, schon sahen sie den Dampf, den Blitz der Geschütze, schon sahen sie manchmal im Getümmel einen Säbel funkeln, und immer näher segelten sie dem traurigen Schauplatze. Das kleinere Schiff führte in der Flagge ein Kreuz, während von dem größern Schiffe furchtbar die rothe Flagge der Seeräuber mit dem goldenen Halbmonde wehte.

Theodor hatte sich bereits mit einem zum Stoß und Hieb geeigneten Schwerte bewaffnet und ein paar Pistolen in den Gürtel gesteckt, Muza aber aus der Kajüte seine Nationalwaffe, die sichelförmige Damascenerklinge, und ein paar herrliche mit Silber ausgelegte Pistolen herbeigeholt. Ernst und traurig trat er nun auf Theodor zu.

Dieser küßte ihn brüderlich und sprach: „Vielleicht begrüßen wir uns zum letzten Male in dieser Welt, denke deine Thaten gehören der Vertheidigung deines Nächsten, die deinen ehemaligen Glaubensgenossen nichts zu Leide gethan haben und ihre Schwerter nur zur Vertheidigung ziehen, um nicht von Weib und Kindern getrennt, und weit entfernt von Heimath und Vaterland ihr Leben in fremdem Lande in harter Knechtschaft und Sklaverei zubringen zu müssen.“

Munition, Pulver und Blei wurde indessen vertheilt; ein Theil des Schiffsvolkes blieb mit dem Kapitän auf dem Schiffe zurück, während die Jüngern mit Theodor und Muza in das Boot stiegen, um zu den Schiffen hinzurudern.

Pfeilschnell flog das Boot über die Meeresfläche, und bald hielten sie an der Seite des christlichen Schiffes und stiegen an Bort desselben.

Es war höchste Zeit, daß sie kamen: am Rumpfe des abgeschossenen Mastes lehnte der greise Kapitän; sein Anblick empörte das Blut Theodor's und seiner Gefährten und machte es zum siedenden Strome, so daß seine Adern zu springen drohten; Blut bedeckte sein Gesicht, vor ihm fochten noch seine Matrosen, die sein Schlachtruf, sein Kommandowort, noch immer stark vom fast verblichenen Munde tönend, mit seinem Heldenmuthe zu erfüllen schien.

Wie eine Hundeschaar den Edelhirsch umkreist, so drängte sich um den greisen Helden und sein Häuflein eine zahllose Schaar der wüthenden Türken, an ihrer Spitze der hochgewachsene Führer und Kapitän, der riesengroß die Seinigen überragte, einen blauen Stahlhelm über seinem grünen Turban, der mit einem köstlichen Reiherbusche geschmückt war. Er schwang einen gewaltigen Fausthammer von Eisen in der Rechten, womit er die Weichenden vorwäts trieb, und mit gellender, das Kampfesgetöse übertönender Stimme schrie er beständig dazu: „Fünf Zechinen für jeden Sklaven, den ihr mir einliefert, aber lebend und unversehrt müßt ihr mir ihn bringen!"

Nur noch schwach vertheidigen sich die Christen gegen den Andrang ihrer jubelnden Gegner; Theodor und seiner Gefährten Erscheinen machte der Gefahr ein Ende, und wie ein Hagelschauer stürzten sie in die Türken. — Den Alah-Ruf derselben übertönte ein lautes „Gott mit uns" aus den Kehlen der Christen; die scharfen Sichelschwerter der Türken brachen unter den schweren europäischen Waffen, die Christen stürzten muthig vorwärts, und Gott unterstützte ihre Tapferkeit.

Doch die Türken schienen ihre festgenommene Beute

nicht so leicht aufgeben zu wollen; ihr grimmiger Führer trieb sie immer von Neuem vorwärts. „Alah, Alah!" schallte es von Neuem von allen Seiten ringsumher, Schüsse donnerten, Säbel klirrten vornen, hinten und auf beiden Seiten, und mit der Wuth wilder Thiere, die des Wärters Hand durch die aufgezogene Thüre in den Circus läßt, stürzten die türkischen Rotten: Araber, Afrikaner, Bosniaken und Arnauten in dichten Haufen auf die kleine Macht der Christenkrieger heran.

Doch die Eisenballen einer kleinen Kanone, die ein paar kluge Matrosen auf das Verdeck gebracht hatten, schlugen manchen von ihnen nieder; aus der Ferne schlugen ihre Traubenkugeln in manche Türkenbrust und öffneten die rothen Kanäle ihres Lebens.

Die Türken, von Opium berauscht, brannten vor Sieges- und Beutelust, und immer grimmiger tobten sie heran, während ihr Führer sie in arabischer Sangesweise ermunternd ihnen zurief:

„Streitet bis sie die Gewehre strecken,
Spritzt auch Blut auf eure Jacken,
Roth auf roth macht keinen Flecken!"

Theodor stritt wie ein Todesengel; wo er focht, da lichteten sich die Türkenreihen, während Muza die feindlichen Hiebe mit eigener Gefahr von ihm abwehrte; fürchterlich war der Pulverdampf und das Säbelgeklirr, und es schien, als ob die Christen unterliegen müßten vor der Uebermacht.

Da rief Theodor Gott um Beistand an, sammelte das Häuflein seines mit ihm gekommenen Schiffsvolkes um sich und drang in die Kampfreihe der Türken rechts und links mit Hieb und Stich sich Bahn brechend, wäh-

rend der kleine Haufen hinter ihm dafür sorgte, daß sich die Kampfesschaaren der Türken nicht mehr sammeln konnten, und heulend stoben diese auseinander.

Bald drang Theodor in die Mitte der Türken, wo sich der riesige Seeräuber-Kapitän mit den Besten der Seinigen befand, wüthend griff er Theodor an, und Funken stoben von ihren Waffen. Wohl hatte Theodor Gelegenheit, heute die Fechtkunst zu erproben, wie nie in seinem Leben, denn kein stärkerer Gegner stand ihm jemals gegenüber; mit fürchterlicher Wuth drang der Türke auf ihn ein und rief mit dumpfer Stimme: „Mahommed steh' mir bei, steh' mir bei!"

„Gott mit mir!" rief Theodor seinerseits, schallend fielen seine gewichtigen Hiebe auf das Panzerhemde des Türken, und als er das Schwert zurückzog, da sprang das Blut wie ein Springbrunnen aus dessen Todeswunde. Da sank der wilde Amurath mit zerschmettertem Helmkamme und Schädel taumelnd auf den blutbespritzten Boden nieder.

Als die Türken den gewaltigen Führer fallen sahen, kam Todesschrecken über sie; war doch seit Jahren in den Raubzügen der Afrikaner ohne denselben keine namhafte That geschehen.

Heulend und schreiend stoben sie aus einander und ergriffen die Flucht; die Christen wollten sie verfolgen, doch Theodor stellte ihnen ihre Mattigkeit und geringe Zahl vor, und die Christen ließen die Feinde fliehen.

Traurig sah Theodor auf sein Schwert gestützt auf die blutigen Türkenleichen, die auf dem Verdecke herum lagen; doch auch mancher Christ befand sich unter ihnen. „O ihr Armen!" rief er aus, wie schlimm wurde es euch vergolten. Warum ließet ihr nicht ab von der bösen

That? O möge nun Gott mit euren armen Seelen Erbarmen haben!"

Doch es war nicht Zeit, solchen Betrachtungen nachzuhängen, denn der alte Christenkapitän, obwohl zum Tode verwundet, trat auf Theodor zu, drückte ihm die Hand vor dem Haufen todter, blutiger Männer und sprach mit matter Stimme zu ihm: „Ich danke dir, mein Sohn für deine edle und tapfere That."

Theodor sah mit einem Gefühle der Trauer auf die gefallenen Menschenleben, mit dem Gefühle der Freude aber über die geretteten Mitbrüder zu den Gipfeln der Masten empor und hätte die Waffenthat dieser Stunde nicht um Königreiche vertauscht.

Das Verdeck wurde gesäubert, die todten Türken in das Meer geworfen, die todten Christen auf die Seite gelegt, und über den mit Blut bedeckten Schauplatz ein Segel ausgebreitet. Das Schiff Theodor's segelte indessen heran, und lebhaft war die Freude des alten Kapitäns über den wirksamen Beistand, den die Seinigen zur rechten Zeit geleistet hatten.

Die Verwundeten wurden nun verbunden, den Lebenden aber ließ der Kapitän Speisen und stärkenden Wein verabreichen.

Doch sieh! dort liegt ein schwer verwundeter Matrose; „Gott sey mir Sünder gnädig," stöhnte er dumpf.

Der Schiffspriester reichte ihm die heiligen Sterbsakramente, und der alte Seemann blickte freudenvoll zum Himmel empor und lag bald, eine Leiche mehr, auf dem Verdecke so still, so friedlich, wie einst vor vielen Jahren daheim in einsamer Fischerhütte des Vaters in der Wiege.

Muza gab Theodor bedeutungsvolle Zeichen und

schaute sehnsuchtsvoll nach dem Priester hin. Theodor verstand ihn, nahm ihn bei der Hand und führte ihn zu Alonzo, so hieß der Schiffspriester, der in Theodor, den erst so gewaltig kämpfenden Kampfeshelden erkennend, ihnen freundlichst entgegen trat.

„Hier führe ich euch einen Neubekehrten zu," sprach Theodor, welcher in Demuth bittet, von euerer Hand, Hochwürdiger, das heilige Sakrament der Taufe zu empfangen."

Der Priester wandte seine Augen gegen den Himmel und sprach: „Wohlan so soll morgen das Fest der Taufe seyn!" — „Nein," sprach Muza, „mich dürstet nach dem Wasser des Lebens, o laßt mich nicht länger entbehren, was ja auch unsers Heilands erste Jünger oft im freien Felde ohne Umständlichkeit und Pracht zu verleihen pflegten."

Gerührt entsprach der würdige Mann seinem Wunsche: vor einem aufgerichteten Krucifixe mit einigen brennenden Lichtern umgeben weihte der Priester das Wasser des Lebens und sprach: „Es geschehe nach deinem Wunsche mein Sohn, um was du gebeten hast." — Er rief nun Theodor und alle Kampfgenossen zu Taufzeugen, taufte Muza im Namen der Allerheiligsten Dreifaltigkeit und gab ihm in der heiligen Handlung den Namen „Georgis," des einst eben so tapfern als frommen Ritters gedenkend, und küßte den neugebornen Jünger Christi und der Wahrheit mit väterlicher Liebe.

An der Seite seines Kapitäns stand Theodor. Welche Freude der Edle, der Gute fühlen mochte, vermag wohl keine Feder zu beschreiben, allein jedes zartfühlende Herz wird wohl dieselben Regungen in gerührter Seele mitempfinden, die Theodor empfand als nun, Dank sey es

seinem Bemühen! die Religion Christi wieder einen Anhänger mehr zählte.

Keiner der ergrauten, sonst so fühllosen Seemänner war durch diese Scene ungerührt geblieben, und Gottes Engel schien herabgestiegen zu seyn auf die Stätte, wo vor Kurzem noch blutiges Schlachtgewühl und Kampfesgetöse herrschte.

Eine fröhliche Feier wurde bereitet zur Verherrlichung des Festes der Rettung; auf dem Verdecke des Schiffes fand ein heiteres Mahl statt, und als Theodor dem ehemaligen Muza, nun Georgis, einen Becher edlen Weines kredenzte, und dieser zum ersten Male den Saft der Traube kostete, strömte neben der irdischen auch himmlische Begeisterung durch alle Adern des aus innerm Antriebe zum Christenthume bekehrten Arabers.

Am Abende spät bestatteten sie die Leichen: ein großes Segel nahm sie auf, und während der Priester die Leichengebete verrichtete, wurden jene dem Meere übergeben. Traurig schauten die Seeleute auf das Grab ihrer tapfern Gefährten, doch schnell schloßen sich die Wogen über dieselben zusammen, als wollten sie mitleidig den schmerzlichen Anblick der Leichen bedecken. Schlummert sanft, bis der Posaunenschall in alle Gräber dringt und auch das Meer seine Todten wieder geben wird!

In dieser Nacht blieben die beiden Schiffe bei einander; am andern Morgen wurde auf dem Verdecke die heilige Messe gelesen, und die Seeleute der beiden Schiffe nahmen von einander Abschied, als der Priester auf Theodor zutrat und zu ihm sagte: „Du bist zu einem herrlichen Werkzeuge in der Hand Gottes geworden, edler Jüngling, nimm unsern herzlichsten Dank,“ und

zu Georgis sprach er: „Junger Christ, bleibe stets auf dem Pfade der Tugend, ehre Gott über Alles und laß dir deinen Glauben nie wieder rauben; sieh hier ein geschnitztes Bildniß des gekreuzigten Erlösers, in welchem sich ein Splitter vom wahren Kreuze befindet, nimm es zum Andenken von mir, und lerne vom Heilande, Leiden und Mühseligkeiten geduldig zu ertragen, und denke dabei, daß das Leben doch nur eine Leidens- und Prüfungsschule ist.

„Lebt wohl! zum letzten Male sehe ich euch in meinem Leben; in meinem ganzen Lebenslaufe, der so reich an Leiden war, wurde mir niemals eine größere Freude zu Theil, als jene, euch beide kennen gelernt zu haben, und ich kann jetzt mit dem alten Simeon ausrufen: „Herr, laß deinen Diener in Frieden scheiden, denn meine Augen haben auf dieser Welt dein heiliges Reich der Auserwählten sich vermehren gesehen."

Die letzten Worte hatte er nur leise und mit vor Wehmuth fast erstickter Stimme vor sich hingesprochen, jetzt aber schwieg er, und Theodor und Georgis stürzten zu seinen Füßen und baten um seinen priesterlichen Segen. Weinend ertheilte er ihnen denselben, dann zog er sie an seine Brust, an sein Herz, riß sich los und verschwand mit seinem Abschiedsschmerze ringend auf den Stufen der Treppe, welche in die innern Gemächer des Schiffes führte.

Jetzt trat der alte Kapitän mit verbundenem Haupte hervor; er trug den Streithammer, den Säbel und die Pistolen des Seeräuberkapitäns in seinen weniger vor Altersschwäche, als vor innerer Regung zitternden Händen und sprach zu dem andern Kapitän: „Noch ein Mal danke ich euch für die mir so zeitig gesandte Hilfe;

möge der Allgütige im Himmel euch dafür einst in seinen ewigen Wohnungen belohnen und es in seinem göttlichen Rathschlusse fügen, daß ihr nie in den gleichen Fall kommt, Hilfe zu bedürfen.“ Ebenso dankte er auch dem Schiffsvolke; dann aber wandte er sich zu Theodor und sprach zu ihm: „Junger Held! ohne euern Beistand wären wir trotz aller Hilfe verloren gewesen, denn die Uebermacht der feindlichen Schaaren war zu groß, und nur der Tod des fürchterlichen Amurath's konnte die Bluthunde schrecken und sie von ihrer Beute vertreiben. Ohne euere Waffenthat würde ich jetzt wohl bei den Todten im Meeresgrunde und mein Schiffsvolk in Ketten und Banden liegen; nehmt daher noch ein Mal unsern Dank, die Versicherung unserer Liebe und Freundschaft und hier euere Beute, die Waffen des von euch erschlagenen Türkenführers, die ihr rechtmäßig erworben habt.“

Theodor nahm tiefgerührt die Gabe an. Sie schieden nun und bestiegen das Boot, welches sie zu ihrem Schiffe brachte; die Kanonen donnerten, die Segel blähten sich im Winde, und unter einem lauten „Lebewohl“ der Matrosen trennten sich die Schiffe und zogen jedes seine Bahn nach entgegengesetzten Richtungen.

Fröhlich segelten unsere Freunde Europa zu, doch plötzlich verwandelte sich ihre Freude abermals in Schrecken, wie denn auch in der Welt keine Freude lange währt und, ehe wir es uns versehen, von neuer Prüfung verdrängt wird.

Hinter ihnen erblickten unsere Freunde das Schiff der Seeräuber, die ihre vereinigten Kräfte kaum zum Weichen gebracht hatte, mit vollen Segeln ihnen nacheilen; bald mußten sie von ihm erreicht werden, und dann galt es nur Sieg oder Tod.

Alle standen lautlos; einige begannen zu jammern und zu klagen, doch der Kapitän befahl, sogleich alle Segel aufzusetzen; „die Nacht ist nicht mehr fern,“ sagte er, „vielleicht entgehen wir diesen Bluthunden im Dunkel derselben.“

Eiligst entsprachen die Matrosen seinen Befehlen, mehrere andere schleppten die kaum erst auf die Seite gebrachten Waffen wieder herbei, entschlossen, lieber mit den Waffen in der Hand zu sterben wie Helden, als sich der grausamen Rache der Türken auszusetzen.

Theodor umgürtete sich wieder mit dem Schwerte und blickte wehmüthig gen Himmel, als wollte er sagen: „Ist des Blutes noch nicht genug vergossen? doch nicht mein, sondern dein Wille geschehe, o Herr!“

Georgis sagte zum Freunde: „Nun werde ich bald den Himmel schauen, denn lebend falle ich nicht in die Hände der Landsleute.“ Trauernd sahen sich die beiden Freunde an, „es geht früher mit uns zu Ende, als ich gedacht hatte,“ meinte endlich der Eine. „Da es nun aber einmal an's Scheiden geht, so laßt uns Abschied nehmen für diese Welt und uns verzeihen, wenn wir einander etwas zu Leide gethan haben,“ setzte er gegen die Matrosen gerichtet hinzu, „Brüder sterbet ehrlich und haltet Christum im Herzen!“

Immer näher und näher kam das feindliche Schiff, denn auch sie hatten alle Segel aufgesetzt; plötzlich hüllte sich eine der Stückpforten des Seeräuberschiffes in Rauch, die Kugel schlug wenige Schritte vor ihrem Schiffe in das Wasser, und bevor sie noch den Knall des Schusses hörten, konnten sie schon seine Wirkung sehen.

Doch auch die Dunkelheit brach indessen herein,

und bevor die Seeräuber noch ihre Boote in das Wasser gesetzt hatten, um an das Schiff zu rudern, sank schon die stille Nacht von allen Seiten nieder, und unsere Freunde konnten Gott danken, mit dem bloßen Schrecken davon gekommen zu seyn.

Nach einer Fahrt von einigen Tagen erreichten sie Malta, und nach kurzer Rast ging es wieder hinaus in das Meer; fröhlich schwellte der Wind die Segel und bald blinkte die Bucht von Neapel herüber. Weißlicht stieg der Rauch des Vesuvs gen Himmel, sie kamen an der Insel Ischia vorüber der Stadt immer näher; schon gewahrte man die Thürme der Kathedralkirche, schon die Fahne auf dem Kastell St. Elmo, und endlich wurden die Anker ausgeworfen und die Gepäcke auf das Verdeck gebracht. Theodor versprach dem Kapitän, ihn nochmals zu besuchen, und fuhr mit Georgis in einem Boote an's Land.

Achtes Kapitel.

Archibald's Tod.

Mit welchen Empfindungen Theodor den Strand wieder betrat, wo er einst von Benvenuto Abschied genommen hatte, läßt sich wohl denken und fühlen, aber nicht beschreiben. Bald hatten die Freunde ein Gebäude gefunden, das zum Aufenthalsorte für Georgis und seine Kaufmannswaaren geeignet war, und nach einem

Gange in die Kirche trennte sich Theodor von jenem, der nun begann, seine Geschäfte zu betreiben.

Theodor sehnte sich nach Nachrichten aus der Heimath, und da er vor seiner Abreise an seine Aeltern geschrieben hatte, sie sollten ihm schriftliche Nachrichten an Archibald senden, so wollte er diesen aufsuchen, um ihn darüber zu befragen und die lieben heimathlichen Töne auch wieder einmal zu vernehmen.

Er betrat die wohlbekannte Treppe, welche nach der Hausthüre führte, doch fand er im Hause nur fremde, unbekannte Gesichter, die ihm auf seine Fragen nur mittheilten, daß sie das Haus erst neulich gekauft hätten und von einem niederländischen Maler, der einst hier zur Miethe gewohnt haben sollte, nichts wüßten.

Langsam stieg Theodor die Treppe hinab, und wie er in Gedanken weiter ging, tönte plötzlich dicht neben ihm eine gellende Stimme: „Signore! kaufen Sie mir köstliche Orangen ab!"

Wie durch Gottes Fügung fuhr Theodor bei diesen Worten der Gedanke durch den Sinn, wenn irgend in Neapel Jemand von Archibald etwas weiß, so muß es dieses Weib seyn, der Archibald oft etwas abgekauft, mit der er zu scherzen gepflegt hatte, und die ihn gewöhnlich nur ihren schmucken Jungen zu nennen pflegte.

Theodor trat auf sie zu, kaufte ihr etwas ab und bezahlte sie mit einem großen Geldstücke. Die Alte wollte herausgeben, doch Theodor wehrte es ab und sprach: „Laßt es gut seyn, liebe Frau! ihr könnt mir dafür eine andere große Gefälligkeit erweisen; erinnert ihr euch nicht mehr eines jungen niederländischen Malers, Archibald mit Namen, der einst in diesem Hause wohnte?"

„O, Signore!“ antwortete die Alte, „wohl erinnere ich mich seiner. O das junge Blut, so lange die alte Gionetta lebt, wird sie seiner nicht vergessen.“

„O! sprecht, was begegnete ihm?“ rief Theodor in banger Ahnung aus.

„Seyd froh, Signore,“ entgegnete die Alte, „daß ihr die schreckliche Begebenheit nicht mit angesehen habt: seht! eines Tages zog er mit andern lustigen Gesellen dort aus dem Hause; er scherzte noch mit mir und zog dann mit den andern in eines der Weinhäuser vor der Stadt, wie ich glaube. Am Abende wollte ich so eben meinen Kram zusammenpacken und Feierabend machen, denn es war schon ganz dunkel, da nahte sich von Weitem ein Zug, den Fackeln mit grellrothem Scheine beleuchteten, und mehrere Männer trugen etwas Verhülltes in ihrer Mitte an mir vorbei, und eine lange Blutspur bezeichnete den Weg, den sie gewandert.

„Von Neugierde getrieben ließ ich meine Waaren im Stiche und drängte mich dem Zuge nach, der die Treppe jenes Hauses hinaufging. Da man die Thüre nicht sogleich öffnete, so hatte ich Gelegenheit näher zu treten; der Seewind, der eben recht frisch wehte, schlug das Tuch zurück, das über den Verhüllten ausgebreitet war, und, o Schrecken! wen erblickte ich hier? O daß meine Augen so Entsetzliches mit ansehen mußten! ich sah meinen Archibald, meinen schmucken Jungen, der Morgens noch so fröhlich ausgezogen war und nun die Schwelle des Hauses nicht mehr lebend überschritten hatte.

„Da lag der schöne, tapfere Mann, einen Stiletstich in der breiten Brust, da lag er, eine Leiche, die Faust geballt, die Stirne gerunzelt, mich mit den weit geöffneten gläsernen Augen unheimlich anstarrend! Ach,

ich fürchtete mich fast, ihn anzuschauen; ich deckte das Tuch über ihn her und weinte bitterlich. Signore! mir ist ein lieber Mann gestorben, zwei treffliche Söhne fanden den Tod auf den Schlachtfeldern im Dienste des Kaisers, aber ihr Scheiden erweckte kaum den Schmerz in mir, wie das traurige Ende des armen Malers.

„Mein Mann starb nach langer Krankheit mit den heiligen Sterbsakramenten versehen, meine Söhne starben mit dem Schwerte in der Faust in der Schlacht, der Maler aber starb mitten im Rausche, in seinen Sünden, im Zorne des Hasses; — doch „du sollst nicht richten,“ spricht der Herr.

„Meine Nachbarin, eine arme Blumenhändlerin, die er oft reichlich beschenkt hatte, und ich schlichen andern Tages hinauf in sein Zimmer, wo die Todtenfrau mit Widerwillen bei ihm wachte.

„Nachdem die Todtenfrau ihn gereinigt und wir ihn mit Blumen geschmückt hatten, lag er wohl stattlich auf seinem Lager da, und wir sahen uns nun unter den vielen Bildern, die überall herumhingen, nach einem heiligen Bilde um, konnten aber keines finden, bis wir von einem andern Gemälde verdeckt ein prächtiges Madonnabild entdeckten, das wir mit Blumen umwanden und zu dem Haupte des Todten stellten.

„Da kamen seine Schüler, welche bitterlich weinten, denn sie hatten ihn sehr lieb gehabt, und endlich der Priester und der Leichenwagen, und man führte ihn hinaus auf den Kirchhof. Der Priester und sein Küster, seine Schüler, ich und die Blumenhändlerin waren das ganze Leichengefolge.“

Sie schwieg; Theodor aber war so bestürzt, daß

er sich an der Mauer halten mußte, um nicht vor Schrecken über die gräßliche Nachricht umzusinken.

Nach einer Pause sagte er: „Wo ist das Grab des Ermordeten, auch ich kannte ihn einst und möchte auf seinem Grabeshügel beten.“ — „O Signore!“ entgegnete die Alte, „sein Grab würdet ihr schwerlich finden; doch die kleine Rosa, die Tochter der Blumenhändlerin, die schmückt es öfters mit einem Blumenkranze, denn er hatte das Kind sehr lieb gehabt, die wird euch gerne hinausführen. Archibald's Grab ist fast ihre Heimath; sie sitzt oft Stunden lang auf demselben und meint, er werde noch einmal heraufkommen.“

Ja, er wird einst wieder heraufkommen, dachte Theodor, drückte der Alten noch ein Geldstück in die Hand, vergaß seine gekauften Früchte und folgte seiner kleinen Führerin, die ihn auf den Kirchhof führte.

Hinten an der Kirchhofmauer, das Grab umwuchert von üppig aufschießenden Kräutern, da liegt sechs Schuh tief in der Erde der frohe Maler, der einst so wild, so kühn war, von allen Jenen, die ihn kannten, die seine Bilder fürstlich bezahlten und ihn mit Liebkosungen überhäuften, um etwas von seinem Pinsel zu erhalten, vergessen.

Niemand aus jenen glänzenden, rauschenden Gesellschaften, deren Zierde er einst gewesen, keiner seiner tollen Zechbrüder, denen er in froher Laune ein Glas Wein bezahlte, erinnerte sich mehr seiner.

Nur manchmal, doch höchst selten, kommt an sein Grab einer seiner Schüler, um des Meisters zu gedenken.

So vergeht alles Körperliche, es geht unter in Staub und Asche, doch das Gute, das man auf der

Welt thut, besteht über Grab und Tod hinaus. Die vornehmen Bekannten des Malers hatten kein Gedächtniß für den Todten, wohl aber die arme Obst- und Blumenverkäuferin, denen er Gutes gethan hatte.

So dachte Theodor, und seine Thränen floßen auf das Grab des Frühgeschiedenen. „O mein Archibald!" rief er aus, „o daß du doch mir gefolgt wärst; du würdest noch am Leben seyn. Doch Gottes Rathschlüsse sind unergründlich, und so gebe Gott, daß wir uns einst im Himmel wieder treffen mögen."

Nachdem Theodor seine kleine Fuhrerin reich beschenkt hatte, schlich er traurig zu Georgis. In einem großen, gewölbten Handelssaale traf er ihn, zahlreiche Diener um ihn her, und seltsam war es zu sehen, wie er dem ganzen Treiben abfertigend und durch Winke gebietend vorstand, ja, er verschmähte es öfters nicht, selbst die Elle zum Abmessen köstlicher persischer und indischer Stoffe zu ergreifen.

Sobald er aber Theodor gewahr wurde, kam er sogleich auf ihn zu, schloß ihn in die Arme und führte ihn in ein abgesondertes Zimmer, wo ein einfacher Betstuhl, mit dem Kruzifixe des Priesters Alonzo geschmückt, wohl zur Genüge verkündete, welchem Zwecke derselbe geweiht sey.

„Warum," fragte Georgis, „warum, lieber Theodor! siehst du so traurig und niedergeschlagen aus?" — „O, tröste dich," rief er, als er Theodor's Erzählung vernommen hatte, „sandte dir doch Gott aus dem fernen Asien einen Freund, der dir das ist, was der Ermordete dir nicht war.

„Ich brenne jedoch vor Sehnsucht, theurer Bruder, das allerheiligste Sakrament des Altars und der Firmung

zu empfangen, um durch die letztere Stärkung vom heiligen Geiste im Kampfe mit der Welt zu empfangen; erst dann kann ich meinem Kaufmannsgeschäfte wieder frisch und kräftig vorstehen."

Theodor versetzte: "Du liesest mir in der Seele, theurer Bruder, und wenn du einen Augenblick von deinen Geschäften abkommen kannst, so wollen wir sogleich miteinander zum hochwürdigsten Erzbischofe gehen, dem ich deine Bitte vortragen will, und dessen Frömmigkeit und Weisheit wir uns zu unterwerfen haben."

Augenblicklich ertheilte Georgis die nöthigen Anordnungen in seinem Kaufmannsgewölbe, und bald schritt er an Theodor's Seite nach dem bischöflichen Palaste.

Der ehrwürdige Greis, welcher damals den bischöflichen Stuhl zu Neapel inne hatte, war hocherfreut, als ihm Theodor die Sache vortrug, und dankte Gott vor ihren Augen für die Freude, die dieses Ereigniß in seinen alten Tagen noch in ihm erregte.

Den feierlichen Akt des Empfanges des heiligen Altarssakraments und das der Firmung verlegte er auf den kommenden Sonntag.

Georgis sollte jedoch bis dahin sich im erzbischöflichen Palaste zum würdigen Empfange dieser heiligen Sakramente vorbereiten, und gerne überließ er sich auch, nachdem er seine Geschäfte geordnet hatte, den Anordnungen des würdigen Prälaten.

Der Sonntag war gekommen, als Georgis von Theodor geleitet dem Altare nahte; der Erzbischof selbst reichte den beiden Freunden das heilige Altarssakrament, das Brod des Lebens, und welch' herzerschütternder Moment war dieses! Georgis fühlte, daß Jesus gekommen sey, bei ihm zu bleiben alle Tage bis zum

Schlusse des Lebens; er faßte hier am Altare die heiligsten Vorsätze, und unverbrüchlich hielt er sie bis zum Schlusse seiner Tage, bis seine reine Seele die irdische Körperhülle verließ und sich zum Schöpfer aufschwang.

Jetzt wurde ihm das heilige Sakrament der Firmung gespendet. Theodor vertrat Pathenstelle bei seinem Freunde; mit den fröhlichsten Empfindungen wohnten sie hierauf dem Hochamte bei, und reich waren die Gaben, welche Georgis nach geendigter kirchlicher Feier für die Armen und Nothleidenden in die Hände des Erzbischofs niederlegte.

Als sie die Kirche verließen, trat freundlich grüßend ihr Schiffskapitän auf sie zu und sprach: „Fast glaubte ich, euch nicht mehr zu sehen; wohl mir, daß ich euch noch ein Mal treffe; meine Matrosen haben voll des Dankes gegen Theodor, dem die alten Theerjacken ihre Errettung und glückliche Heimkehr zuschreiben, ein fröhliches Gastmahl veranstaltet, zu dem auch ich, ich will es nicht verhehlen, mein Schärflein beigetragen habe; thut also ihnen und mir den Gefallen, dabei zu erscheinen, und betrübt uns nicht durch abschlägige Antwort."

Georgis und Theodor versprachen, am andern Tage zu kommen, denn wie hätten sie am heutigen an leibliche Speisen denken können, wo sie die himmlische zu sich genommen hatten; sie weihten sich heute nur dem Gebete und freundlichen und erbaulichen Gesprächen.

Neuntes Kapitel.

Benvenuto's Unglück und Rettung.

In einem der besten Zimmer eines Weinhauses am Hafen von Neapel, von wo aus man eine herrliche Aussicht über die vielen Schiffe aller Nationen genoß, die dort vor Anker lagen, saßen die Freunde im Kreise des Schiffskapitäns und der Matrosen und ließen sich die ungekünstelten aber aufrichtigen Dankesäußerungen derselben gefallen.

Nach geendigter Tafel nahm der älteste der Matrosen das Wort und sprach: „Drei Nationen sind in diesem Zimmer versammelt, und die Geister unserer im Kampfe gefallenen Brüder werden herunterblicken auf unser Mahl. — Wir haben euch, fremder Maler! die Rettung unseres Lebens zu danken; Gott der Allmächtige wird euch einst vergelten, unsere Armuth ist es nicht im Stande.“

Herzlich dankte Theodor, und Georgis beschenkte sie alle vom Ersten bis zum Letzten reichlich; auch die Wittwen der im Kampfe Gefallenen vergaß er nicht, und ließ ihnen eine Summe ausbezahlen, daß sie zeitlebens nicht über Mangel und Noth zu klagen hatten.

Indessen näherte sich der Kapitän, setzte vor Theodor ein verschlossenes Kästchen nieder und dankte ihm auf das Herzlichste für die Rettung seines Lebens. In dem Kästchen befand sich ein herrlich gearbeiteter Becher, der künstlich aus alten Gold- und Silbermünzen

zusammengelöthet und mit einem Deckel versehen war, den die seltensten Meeresmuscheln zierten.

Auf einer Silberplatte der vorderen Seite war eingegraben: Jakobo Lauriani dem Retter seines Lebens aus Meereswogen. — Dankbar nahm Theodor die freundliche Gabe an, welche er nicht verschmähen konnte, ohne den guten Kapitän zu kränken.

Erst spät Abends trennten sie sich; die alten, sonst für solche Empfindungen nicht empfänglichen Seeleute weinten wie Kinder beim Abschiede, und auch Theodor und Georgis ging dieser sehr nahe.

Georgis begann seine Handelsgeschäfte wieder mit neuem Eifer, und Theodor machte sich auf den Weg nach Florenz, um Benvenuto dort aufzusuchen; doch vergebens waren alle seine Nachforschungen, Niemand wollte von dem Aufenthalte des Goldschmiedes und Prägemeisters Benvenuto etwas wissen.

Wohl erfuhr er manches über ihn, doch nur Schlimmes, was er jedoch nicht glaubte; aber wo er sich aufhalte, konnte ihm Niemand angeben. — Mehr als eine Münze bekam Theodor zu sehen, an deren künstlichem, scharfen Gepräge er die kunstfertige Hand seines Freundes erkannte; aber wo weilet der Künstler? ist er vielleicht schon todt? doch dieß verhüte Gott! So dachte Theodor, als er eines Abends von vielen Nachforschungen ermüdet in den Gasthof zurückkehrte, in welchem er wohnte.

Hier hörte er, daß am folgenden Tage eine große Gemäldeversteigerung stattfinden sollte; er beschloß, ihr beizuwohnen und sodann zu Georgis zurückzukehren.

Zur bezeichneten Stunde verfügte er sich in den Saal, in welchem die Versteigerung abgehalten werden sollte.

Schon waren mehrere schöne Bilder versteigert, als der Ausrufer rief: „Nr. 25. Petrus gefangen nach Rom gebracht, Gemälde von einem unbekannten Meister.“ — Theodor horchte hoch auf und war neugierig, das Gemälde zu sehen, da er, wie wir wissen, den nämlichen Gegenstand für Benvenuto gemalt hatte.

Wer malt sein Erstaunen, als er in dem so eben ausgerufenen Bild sein eigenes erkannte; überrascht rief er den Ausrufer auf die Seite, fragte ihn, wie das Bild in die Versteigerung komme, und theilte ihm zugleich mit, daß er selbst der Schöpfer desselben sey.

Voll Ehrfurcht und Achtung trat der Ausrufer einige Schritte zurück und sprach: „dann habe ich die Ehre, in euch einen der größten jetzt lebenden Maler zu begrüßen, denn ich verstehe mich auf Bilder.“

Bescheiden lehnte Theodor das Lob ab und bat ihn nur, ihm zu sagen, wie er zum Besitze des Bildes gekommen sey.

„Nun, Herr!“ begann der Gefragte, „gestern Abend kam eine junge, ärmlich gekleidete Frau zu mir, brachte mir dieses Bild und bat mich, es mit in der heutigen Gemäldeausstellung zu versteigern; es sey ihre letzte Habe, und ihr Mann könne sich kaum davon trennen, indem es ihm in frühern glücklichern Tagen ein theurer Freund zum Andenken gemalt habe.“

„Wo wohnt die Frau?“ unterbrach ihn Theodor.

„Damit kann ich euch nicht dienen,“ versetzte jener, „doch wenige Stunden nach der Versteigerung wird sie wohl kommen, um das dafür erlöste Geld abzuholen. Bleibet daher bis dahin hier und wartet das Ende der Versteigerung ab.“

Theodor blieb; er hatte keine andere Wahl, jedoch

bat er den Ausrufer, das Bild nicht zu versteigern, indem er der Familie, der das Bild gehöre, auf andere Weise aus der Noth helfen wolle, indem er zugleich dem Manne ein Stück Geld in die Hand drückte.

Sie gingen mit einander wieder zum Verkaufstische, wo bereits mehrere Kenner das Bild genau betrachteten und große Lust zum Ankaufe desselben zeigten; sie äußerten auch großen Verdruß, als der Auktionator ihnen eröffnete, er könne kein Gebot darauf annehmen, indem jener Herr, er zeigte auf Theodor, sich als den rechtmäßigen Eigenthümer des Bildes erwiesen, dem es entwendet worden sey.

Tief erröthetete Theodor, denn ihm war sogar der Gedanke einer Lüge ein Abscheu, und er wollte sich so eben laut darüber äußern und der Wahrheit die Ehre geben, als der schlaue Italiener, der wohl merkte, welchen Eindruck seine Rede gemacht hatte, sogleich mit der Versteigerung fortfuhr.

Theodor erwartete mit Ungeduld das Ende der Auktion, und er sah nicht mehr auf die herrlichen Meisterstücke italienischer Kunst, die rings umher standen, sondern erblickte im Geiste nur die arme Frau, die das Bild gebracht und gesagt hatte, es sey ihre letzte Habe; — wer konnte der unglückliche Besitzer anders seyn, als Benvenuto?

Das letzte Bild hatte seinen Käufer gefunden, die Menge verlief sich, als eine junge Frau, in deren schönen Zügen wohl der Gram zu lesen war, der sie jedoch nicht hatte zerstören können, demüthig eintrat, einen hastigen Blick auf die leeren Wände warf und plötzlich heftig erschrack, als sie ihr Bild noch dahängen sah, indem sie glaubte, es sey unverkauft geblieben.

Eben trat sie auf den Auktionator zu und wollte

ihn darüber befragen, als Theodor dem Geschwätzigen noch einmal ein Geldstück in die Hand drückte, das Bild in die Hand nahm, und die Frau bat, ihn zu ihrem Manne zu führen.

Ein Strahl der Hoffnung erleuchtete ihre gebeugte Seele, sie ging langsam und von Leiden entkräftet an Theodor's Seite hin, und dieser bot ihr, als er ihre Schwäche bemerkte, mitleidig den Arm. Sie blickte scheu und furchtsam an ihm auf, da sie aber seine sanften Züge und deren ruhigen und milden Ausdruck gewahrte, nahm sie mit Dank aber schüchtern sein Anerbieten an.

So gingen sie durch die Gassen von Florenz, schritten durch ein kleines Gäßchen und standen vor einem hohen alterthümlichen Hause still; doch noch viele Treppen mußten erstiegen werden, bis sie zu der ärmlichen Dachstube gelangten, welche die Wohnung des Mannes und seiner Frau war.

Die Thüre that sich auf, am offenen Fenster saß Benvenuto, der einst so kräftige, blühende Künstler, jetzt bleich, mit eingefallenen Zügen, deren ernster Ausdruck jedoch noch immer seine Tugend und Frömmigkeit erkennen ließ.

Er bemerkte die Eintretenden nicht, und Theodor gab der Frau durch ein Zeichen zu verstehen, ihn nicht zu stören. Benvenuto schaute unverwandt der untergehenden Sonne nach, welche das ärmliche Zimmer mit ihrem schnell verschwindenden Glanze bedeckte.

Ein schmerzliches Lächeln flog über seine Züge, als wollte er ausdrücken, so vergeht Alles auf der Welt, doch die Sonne wird wieder auferstehen; auch der sterbliche Leib wird vergehen, die Seele aber in eine bessere Heimath aufsteigen.

Theodor unfähig, seinen Schmerz zurückzuhalten, machte ein Geräusch; Benvenuto wandte sich langsam um und erkannte Theodor sogleich wieder; er wollte aufstehen und konnte nicht; schon lag der Freund ihm an der Brust, schon fühlte er die Nähe dessen, den er sich oft in Leid und Freud bei sich gewünscht, an den er so oft gedacht, nach dem er sich so sehr gesehnt hatte.

„Freund!" sagte Benvenuto mit leiser Stimme, kommst du, mein Leichenbegängniß mit anzusehen, oder träume ich?"

„Du träumest nicht!" rief Theodor, „doch hätte ich nicht geglaubt, als wir einst in Neapel schieden, dich hier in solchen Umständen wieder zu finden."

„Nun," sagte Benvenuto, „meine Werkstätte sieht freilich nicht mehr so schön aus, als in Rom, oder unser freundliches Stübchen in Neapel; doch du kennst ja das alte Sprichwort: „Kein Prophet ist in seinem Vaterlande geehrt," das ist der Fluch, der mich getroffen. Deine Geschichte brauche ich dir wohl nicht abzufragen; du kommst fröhlich und gesund aus einem fernen Welttheile, das spricht diese gebräunte Wange; du hast viele Gefahren überstanden und gingst siegreich aus denselben hervor, während ich unter meinen Landsleuten, in meiner Vaterstadt die fürchterlichen Qualen des Hungers und der Krankheit erlitten habe."

Theodor fragte die Frau, ob ihrem Manne wohl das Sprechen nicht schädlich sey, und diese bemerkte, der Arzt habe es ihm im Gegentheil angerathen, damit die angegriffene Brust sich nach und nach wieder stärke.

„Als wir," fuhr Benvenuto fort, „dort in Neapel schieden, trat ich fröhlich meine Stelle dahier an. Dank sey es meiner frühern Sparsamkeit und dem

Erbtheile des alten Goldschmiedes, ich konnte mir ein schönes Haus kaufen und es schuldenfrei einrichten.

„Ich war bald mit Arbeit der mannigfaltigsten Art überhäuft und besaß bald einen ausgezeichneten Ruf; du wirst wohl manche der nach meinen Prägestücken gefertigten Münzen gesehen und gleich erkannt haben.

„Da ich sah, daß es mir wohl ging, heirathete ich eine wackere sittsame Jungfrau; das züchtig arbeitsame Mädchen wurde die treueste Gattin, die mir aber jetzt das Sterben schwer macht, wenn ich daran denke, in welchem Zustande ich sie in der Welt zurücklassen muß."

Zärtlich blickte er dabei seine Frau an, die weinend und erröthend die Augen niederschlug.

„Ich hatte vor ungefähr einem Jahre für die Stadt ein herrliches Kleinod zu arbeiten, in welches ein Diamant von großem Werthe gesetzt werden sollte, und das einer kaiserlichen Prinzessin zum Hochzeitgeschenke bestimmt war.

„Ich bewahrte den Diamant sorgfältig und verschloß das Kleinod, nachdem ich es vollendet hatte, behutsam in ein Käßtchen, um es am nächsten Tage dem versammelten Senate zu überreichen; das Käßtchen verschloß ich in einen andern Kasten und glaubte es nun hinlänglich gesichert.

„In der Nacht glaubte ich, an dem Orte, wo es aufbewahrt wurde, ein Geräusch zu hören; hastig riß ich mein Schwert von der Wand und eilte dem Orte zu; doch ach, ich kam zu spät, schon war der Schrank erbrochen, schon war das Käßtchen geraubt; ich glaubte verzweifeln zu müssen, und nur das Bewußtseyn meiner Unschuld hielt mich aufrecht; ich betete innig zu Gott

und ging, sobald der Tag anbrach, zum Rathe und meldete den Verlauf der Sache.

„Kein einziger der Rathsherren glaubte mir; alle meinten, das habe man zum Lohne, wenn man einem Armen zu etwas verhelfe, und zweifelten gar nicht, daß ich den Diamant irgendwo versteckt hätte und ihn schon noch hervorholen und verkaufen werde, um später mit dem Golde meiner Mitbürger herrlich und in Freuden zu leben.

„Vergebens bat ich, mich zeitlebens genau zu bewachen; die weisen Herren glaubten, ein gutes Mittel zu haben, den Ort, wo ich den Diamant verborgen, wohl noch von mir zu erfahren.

„Sie wandten das Mittel an, es war kein anderes, als die fürchterliche Folter. Theodor, siehe hier diese Brandmale unter meinen Achseln: sie banden mich an eine Leiter und dehnten mir die Arme weit in die Höhe aus, und brannten mir die Höhlen der Arme mit brennenden Wachskerzen, und da ich standhaft blieb und in meiner Unschuld nicht gestehen konnte, sondern nur betete, schraubten sie mir die Daumen mit Schraubstöcken zusammen, bis das Blut herausspritzte. Ich aber fuhr fort, zu beten und sprach: Ich habe nichts zu gestehen.

„Nach vielen vergeblich versuchten Martern wurde endlich der höchste Grad der Folter an mir angewandt: eine ungeheure Menge Wasser wurde mir in den Mund gegossen, und als der Leib davon angeschwollen war, da legte man ein Brett auf meinen Körper und suchte es auf diese Art wieder herauszupressen.

„Unmenschen!" rief ich, als ich wieder reden konnte, „bringt mich um, thut mit mir, was ihr wollt, ich habe das Kleinod nicht, so wahr ein Gott lebt! Da ließen sie

mich endlich frei; doch kaum war ich in dem ärmlichen Stübchen angekommen, in welchem meine Frau wohnt, seit man sie aus unserm Hause vertrieben hatte, das die Stadt als Schadenersatz, wie sie sich ausdrückten, an sich gezogen hatte, so brach eine Krankheit aus, die mich und meine Frau befiel, und an der wir lange zu leiden hatten; mich wunderts nur, daß ich noch lebe; doch Gott sey gelobt und sein heiliger Wille!

„Das Einzige, was mir von meinem frühern Vermögen blieb, war dein Bild; so lange ich dieses noch hatte, tröstete ich mich immer, wenn du einmal wieder kommst, so kann ich doch sagen: das Andenken deiner Freundschaft war mein Trost im Leiden; doch gestern hatte meine Frau kein Brod mehr, da erlaubte ich, von der Noth gedrungen, daß sie es fort targe, — doch, was sehe ich? dort hängt es ja wieder!

„Und warum nun noch klagen? Gott ist ja allgütig, er ist allgerecht, und er wird mir mein Leiden tausendfach ersetzen, wenn nicht hier, doch in einer andern Welt."

Mit der Ruhe eines Job oder eines Martyrers, der Gott noch unter den stärksten Qualen lobt, hatte Benvenuto die Erzählung der gräßlichen Erlebnisse geendet.

Seine Frau schwamm in Thränen, denn noch nie hatte ihr ihr Mann eine so genaue Darstellung seiner Leiden mitgetheilt.

Inzwischen trat ein alter, aber noch rüstig und munter aussehender Mann in das Stübchen. „Willkommen Signore," begann Benvenuto, „hier seht ihr meinen ältesten und bewährtesten Freund, den Schöpfer jenes Bildes, welches ihr schon öfters bewundert habt, und

hier Theodor! dieß ist der größte Arzt von Florenz, der berühmte Carli, der es nicht verschmähte, seine hohe Kunst an mir armen, von der blinden Gerechtigkeit übel zugerichteten Menschen unentgeltlich auszuüben. Die Frau hatte indessen von andern Bewohnern des Hauses Sessel entlehnt, und bald saßen sie alle im traulichen Kreise beisammen; der Arzt, ein höchst verständiger Mann, hatte nie an der Unschuld Benvenuto's gezweifelt, hatte er doch selbst einst erfahren, was leiden heiße. Er freute sich sehr, in Theodor den Schöpfer des von ihm so oft bewunderten Bildes kennen zu lernen, noch mehr erstaunte er aber über das tiefe Wissen desselben.

Endlich nahm Carli Abschied, da er noch einen Gang zu einem gefährlich Kranken zu machen hatte, und Theodor begleitete ihn eine Strecke, nachdem er Benvenuto versprochen hatte, gleich wieder zu kommen, und fragte den erfahrnen Mann, ob er für Benvenuto's gänzliche Genesung wohl noch einige Hoffnung hege?

„Allerdings ist noch Hoffnung vorhanden," versetzte derselbe, „seine kräftige Gesundheit ist wohl im Stande, sich wieder aufzurichten, um so mehr, da seine Gemüthsstärke und sein Gottvertrauen fest ist und unerschütterlich, wie ein Felsen. — Wahrlich junger Freund! ich saß oft viele Stunden an seinem Bette, an dem elenden Schmerzenslager, doch nie entfuhr dem Dulder eine Silbe der Klage über die ungerechte schonungslose Behandlung, die er erlitten hatte; noch mehr wunderte mich, daß er jede Gabe von mir zurückwies, fest entschlossen, wenn er nichts mehr habe, zu verhungern, damit seine Mitbürger die Ueberzeugung erhielten, er sey unschuldig an dem Verbrechen, dessen man ihn beschuldige.

„Oft bot ich ihm große Summen für das von euch

gemalte Bild, doch nie konnte ich ihn bewegen, es zu verkaufen!"

Der Arzt nahm jetzt herzlichen Abschied von Theodor, der sodann in die Dachstube zurückkehrte.

Bilder der Vergangenheit erfüllten seine Seele; er gedachte der einsamen Wohnung am trapezischen Felsen und ihrer Lieblichkeit, und des Elendes seines Freundes; — Thränen des Mitgefühls rannen über seine Wangen; „keine Stunde soll er länger leiden," sprach er zu sich selbst, „noch heute reite ich nach Neapel zu Georgis zurück, er ist reich, er soll und wird helfen."

Er nahm Abschied von Benvenuto seine Geschäfte vorschützend und gab der Frau zur Bestreitung ihrer Bedürfnisse so viel Geld, als er nur entbehren konnte, indem er sie bat, bei der bestimmten Voraussicht einer bessern Zukunft sich nichts abgehen zu lassen.

Benvenuto merkte wohl, daß sein Freund etwas vorhabe, und war daher nicht betrübt über die schnelle Abreise desselben. Theodor nahm Abschied, drückte Benvenuto die Hand, eilte schnell in seinen Gasthof, ließ dort sein Pferd satteln und ritt so schnell, als Roß und Reiter konnten, Neapel zu.

Kaum gönnte er sich einige Ruhe, um nur seinem Freunde recht bald Hilfe bringen zu können, und Dank sey es der Eilfertigkeit seiner Reise, bald kam er in Neapel an. Georgis, der Theodor mit alter Liebe und Zärtlichkeit empfing, war erstaunt über seine schnelle Rückkehr, noch mehr aber über sein kummervolles Aussehen.

In dem abgelegenen Betzimmer erzählte Theodor seinem Freunde die Begebenheiten der Reise und malte ihm das Elend der Familie so lebhaft, als er es nur immer durch Worte vermochte, so daß dieser ausrief: „Benvenuto

muß geholfen werden, und sollte es mein ganzes Vermögen kosten, und ich mein Brod als Lastträger im Schweiße meines Angesichtes verdienen müssen. Dieser Mensch duldete ja so viel und noch mehr des Elendes, als mancher der Martyrer, von welchen du mir auf dem Schiffe erzählt hast."

„Dein Vermögen wird es wohl nicht kosten," sagte Theodor, über den Eifer seines Freundes lächelnd, „doch willst du des Wohlthuns Süßigkeiten kosten, so komme selbst mit nach Florenz; du lernst dort einen der edelsten und besten Menschen kennen, die auf Gottes Erdboden wandeln."

Georgis war hiezu bereit, und schon am nächsten Morgen ging es, nachdem er sein Waarengewölbe seinen bewährten Dienern anvertraut hatte, an Theodor's Seite aus dem Thore des sonnigen Neapels. Sie ritten Tag und Nacht hindurch, da Theodor des Weges, den er jetzt schon zum dritten Male machte, wohl kundig war.

Gegen Mitternacht ritten sie eben wieder durch einen dichten Wald von Olivenbäumen, als plötzlich drei Männer aus dem Dickicht hervorsprangen und den Pferden in die Zügel fielen. „Euer Geld oder euer Leben," so riefen sie unsern Freunden zu, und Theodor war schon im Begriffe, zu Georgis zu sagen: „Gib den Elenden das Geld, das Leben ist mehr werth!" da gedachte er des Freundes, er gedachte Benvenuto's und seiner Noth, die eben dieses Geld lindern sollte. Da ergriff ihn plötzlich der Zorn, und indem er ausrief: „O Jesu! um des Freundes willen erbarme dich, Georgis sey ein Mann und wehre dich deines Lebens!" schlug er denjenigen, der die Zügel seines Pferdes gefaßt hatte, so stark mit der geballten Faust in das Angesicht, daß er zurücktau-

melte, und Theodor Zeit hatte, das Schwert und eine Pistole zu ziehen.

Georgis, das Kind Arabiens, gab zu gleicher Zeit seinem Hengste beide Spornen, so daß derselbe sich los riß von der Faust des Banditen, der ihn gefaßt hatte, und Georgis Zeit gab, seine funkelnde Perserklinge zu ziehen. Wohl pfiff eine Kugel an seinem Haupte vorüber, doch schon lag von einem Hiebe der Sichelklinge der Eine auf dem Boden, während ein Pistolenschuß Theodor's den Andern dazu gesellte.

Als der Dritte sah, daß hier nichts zu holen sey, als der Tod, und in das grimmige Schlachtengesicht Georgis blickte, da sank ihm der Muth, und mit einem Satze verschwand er in den Wald.

Die beiden Freunde stiegen von den Pferden ab und untersuchten den Zustand der am Boden Liegenden: der eine von Georgis Hiebe Getroffene war todt, der andere von Theodor's Kugel Getroffene, ein blutjunger Mensch, lebte noch und ächzte und stöhnte fürchterlich.

Theodor sprach nun: „Ich mag den Menschen hier nicht im Walde umkommen lassen; der nächste Ort ist nur eine Viertelstunde entfernt, wir wollen ihn zwischen unsere Pferde nehmen und so mit uns dort hin führen. Vielleicht ist er nur verführt worden und bessert sich noch; du kennst ja den schönen Spruch der hl. Schrift: „Ueber einen Sünder, der Buße thut, ist mehr Freude im Himmel, als über neunundneunzig Gerechte.“

Sie erreichten das Dorf und kamen in den Gasthof. Hier riefen sie den heilkundigen Barbier und baten ihn, zu helfen, wenn irgend Hilfe möglich sey.

Doch dieser entgegnete: „Das war ein Kraftschuß, und Hilfe ist so unmöglich, als wäre ihm der Kopf ab-

gehauen worden; das Menschenkind lebt keine Stunde mehr."

Da der junge Räuber diese Worte vernahm, fing er bitterlich zu weinen und zu jammern an, und bat flehendlich, ihm einen Geistlichen zu senden, damit er das Bekenntniß seiner Sünden vernehme.

Ein schnell herbei geeilter Mönch des Franziskanerklosters vom Orte hörte die Beichte des jungen Verbrechers. Doch die Beicht hatte noch nicht lange gedauert, als der Geistliche schon unsere Freunde und den Barbier herbei rief und zu ihnen sagte: „Ihr meine lieben Freunde und auch ihr Meister Jakob (so hieß der Barbier) müsset Zeugen einer höchst wichtigen Aussage seyn, die der Sterbende mir so eben abgelegt hat."

Alle traten an das Bett; schmerzvoll rang der junge Verbrecher die Hände und rief: „Hochwürdiger Herr! ich will ja gerne meine Missethat bekennen, nur gebt mir die Absolution." Der Mönch versprach sie ihm, wenn er aufrichtig und reumüthig sein Geständniß wiederholen wollte.

Der junge Verbrecher begann: „Ich bin in der Fischerhütte meines Vaters, die auch mein Oheim bewohnte, auferzogen worden; beide galten allgemein für rechtschaffene Leute, waren es aber nicht, denn sie stahlen, wo sie etwas erwischen konnten.

„Sie gaben mich zu einem Schlosser in die Lehre, und meinten, mich auf diese Weise in spätern Jahren gut benützen zu können; ich aber gewann meine Arbeit lieb und galt bald für einen Tausendkünstler.

„Bei einer Arbeit im Hause des Goldschmiedes Benvenuto, der zugleich Prägemeister der Münze war, sollte ich ein überaus künstliches Schloß verfertigen, und da das Kästchen, an das das Schloß gehörte, nur klein war, so

schloß ich, es müßten überaus große Kostbarkeiten darinen aufbewahrt werden.

„Ich hatte den Griff des ersten Schlüssels nicht schön genug gearbeitet, und da ich den Verweis des Meisters fürchtete, so warf ich ihn gleichgültig unter das alte Eisen und formte einen neuen; nach einiger Zeit fiel mir jedoch ein, der Meister könnte den ersten finden und mich zur Rede stellen, und ich schob ihn daher in die Tasche.

„Am andern Tage schlugen wir das Schloß beim Goldschmiede an und es wurde ihm der zweite Schlüssel, den ich verfertigt hatte, übergeben.

„Am nämlichen Abende noch besuchte ich meinen Vater und dessen Bruder und hörte mit Aufmerksamkeit ihrem Gespräche zu; sie sprachen unter anderm von einem Diamant, den jetzt Benvenuto, der geschickteste Goldschmied weit und breit, in Händen habe. Hätten wir diesen Stein, meinten sie, so wäre uns für das ganze Leben geholfen; denn er soll Millionen werth seyn, und da dürften wir denn nicht mehr bei feuchter Witterung um ein paar Fische, welche die Reichen speisen wollen, in den kalten Nebel hinaus; da dürftest auch du, lieber Giuseppi, sprachen sie zu mir, nicht mehr vor der heißen Esse stehen und den Befehlen deines Meisters gehorchen.

„Ich erzählte ihnen hierauf, daß ich wohl wisse, wo das Kleinod beim Goldschmiede verwahrt sey, ja, daß ich auch den Schlüssel zum Kasten besitze, worin es liege, und fügte bei, daß sie ohne den Schlüssel das Schloß schwerlich aufbringen würden.

„Beide hörten mit großer Freude meine Rede an, und ich ließ mich von ihnen verleiten, ihnen Anleitung

zu geben, wie die verbrecherische That am Besten auszuführen sey. — In einer finstern Nacht wurde das Verbrechen vollbracht; wir verletzten das Behältniß noch auf eine Art, daß man wohl glauben konnte, es sey erbrochen worden, damit ja niemals der geringste Verdacht auf mich fallen könnte.

„Bald verbreitete sich das Gericht in der Stadt, daß der Goldschmied Benvenuto den ihm anvertrauten Diamanten entwendet habe.

„Mein Vater und mein Oheim beschloßen indeß, noch eine Zeitlang in ihrer bisherigen Lebensweise fortzufahren, und auch ich blieb bis nach überstandenen Lehrjahren, die nur noch einige Wochen währten, bei meinem Meister.

„Doch wir waren nicht glücklich im Besitze des Schatzes. Die beiden Brüder fürchteten einander, und beide fürchteten mich; jeder glaubte, der andere strebe nach seinem Leben, um das Kleinod allein zu besitzen; es zu verkaufen wagten wir doch auch nicht, indem die schärfsten Nachforschungen nach dem Diamanten angestellt wurden, und obwohl im Besitze eines unermeßlichen Schatzes, starben wir doch beinahe den Hungertod.

„In dieser Lage beschloßen wir, Reisende anzufallen und zu plündern; das Kleinod aber, welches wir geraubt und nicht einmal gesehen haben, liegt in der Ruine am Eingange dieses Waldes unter dem mittelsten Steine des Marmorbodens, zwei Schuh tief unter einem andern Steine vergraben."

Er schwieg, schwere Seufzer entstiegen seiner Brust, noch einer, der letzte, und noch ehe ihm der Priester die Lossprechung ertheilen konnte, sank er todt auf das

Strohlager zurück, — ob wohl diese Blüthe auch für den Himmel gereift ist?

Freudig sah Theodor seinen Glauben an die Unschuld seines Benvenuto bestätigt, und auf sein Andringen machte sich die Gesellschaft augenblicklich auf den Weg nach den Ruinen.

Große Fackeln beleuchteten ihren Weg, da der Mond längst untergegangen war; immer ging es dem Walde zu, und endlich gewahrten sie von ferne hochanstrebende, mit Schlingpflanzen und Waldreben wucherisch umwachsene Säulenmassen und kamen zu der Ruine, die einst ein Tempel der Römer und nun der Bergort eines Gegenstandes war, dessen Verschwinden einem Unschuldigen so viele Leiden verursachte.

Die mittlere Platte des Bodens wurde nun ausgehoben, zwei Schuh tief gegraben und endlich der zweite Stein entdeckt, auch dieser gehoben, und da zeigte sich ein Kästchen von schwarzem Ebenholze.

Schnell nahmen sie es und verließen das unheimliche Gemäuer, wo Fledermäuse ihnen um die Köpfe schwirrten und das Licht ihrer Fackeln fast zu erlöschen drohten.

Im Wirthshause angekommen, setzte sich Theodor an den Tisch und betrachtete neugierig das Kästchen, während sich die Uebrigen um ihn drängten, und im Hintergrunde der todte Verbrecher lag. Da drückte Theodor an eine der mit Messing beschlagenen Ecken, das Kästchen sprang auf, und welch wundervoller Anblick bot sich dem Auge der Freunde dar!

In dem mit schwarzem Sammte ausgeschlagenen Kästchen lag ein Kruzifix. Der Stamm des Kreuzes war von Gold und auf wundervolle Weise mit Ciselierarbeit geschmückt; kunstvoll war das Kruzifix gegossen

und am obern Theile zeigte sich in hundertfacher Strahlenspieglung der wunderschöne Diamant.

Alle waren erstaunt. „O mein Jesu!" sagte Georgis, „also um deines Abbildes wegen wurde dieses gräßliche Verbrechen begangen! O Menschen, wie schlecht seyd ihr, wie gut muß aber jener seyn, der diesen wundervollen Kopf zu bilden verstand! — Wie geduldig er aber auch seine Martern ertrug, wie konnte er anders, nachdem er das göttliche Vorbild am Kreuze gebildet hatte?"

Theodor erzählte nun dem Mönche und den Anwesenden die Geschichte des Goldschmiedes und die fürchterliche Folter, die er um dieses Bildes willen erlitten hatte, und alle waren stumm vor Schrecken und Erstaunen.

Der Wirth aber sprach: „In meinem Hause mag ich ein so kostbares Gut nicht wissen; machet euch daher auf den Weg nach Florenz; ich, der Pater und der Schulze werden euch begleiten, um vor Gericht Zeugniß abzulegen, damit ja der gute Goldschmied keine Stunde länger in seinem traurigen Zustande lebt."

Der Pater ließ sich sein Maulthier aus dem Kloster holen, und der Wirth gab dem Schulzen eines aus seinem Stalle und machte sich auch selbst mit auf den Weg.

Es war indessen Morgen geworden, und munter wieherten die Pferde in die frische Luft hinaus, als merkten sie, welche freudige Botschaft sie zu überbringen hätten.

Theodor wollte die Reise nicht schnell genug gehen, immer trieb er die Andern zur Eile an, und es schien ihm, als habe er Mitschuld an jedem Augenblick, den Benvenuto noch in seinem Elende leben müsse.

Endlich kamen sie in Florenz an, und da eben

Rathtag war, so wurden sie bei der obersten Behörde vorgelassen.

Wer vermöchte mit Worten die Reue und das Staunen zu malen, das sich bei Theodor's Erzählung auf allen Gesichtern der Senatoren kund gab; sie wußten nicht einmal, daß Benvenuto noch lebe, indem der bei der Folter anwesende Arzt erklärt hatte, daß wohl kaum ein menschlicher Körper alle Martern überleben könne, die der Unglückliche hatte erdulden müssen.

Sie erkannten den Diamanten, der allein der Stadt gehörte, indem das Gold zu dem übrigen Werke Benvenuto beigeschafft hatte, als den ihrigen; die kunstreiche Arbeit wurde allgemein bewundert und der eiligst herbeigerufene Vorsteher der Goldschmiedinnung erklärte, daß ein solches Kunstwerk noch niemals aus der Werkstätte irgend eines Goldschmieds hervorgegangen sey.

Der Senat beschloß, das Haus, welches vorher Benvenuto besessen hatte, und das ihm mit seinem übrigen Vermögen genommen worden war, so viel als möglich wieder in seinen frühern Zustand versetzen zu lassen, es zurückzugeben, Benvenuto in seiner frühern Eigenschaft als Prägemeister der Münze wieder einzusetzen, und seine Unschuld durch einen Herold öffentlich in den Straßen der Stadt ausrufen zu lassen.

Es wurde ferner beschlossen, daß demjenigen, den man vor Kurzem gefoltert, mit Schmach überhäuft, zu Grunde gerichtet und aus der Reihe der Bürger gestrichen hatte, nunmehr das Diplom als Ehrenbürger ausgefertigt und durch den Senat selbst im feierlichen Zuge übergeben werden sollte.

Zehntes Kapitel.

Benvenuto's Ehre öffentlich wieder hergestellt. Abschied der Freunde.

Es war um die Zeit des Mittags, als Benvenuto und seine Leidensgefährtin von einem einfachen Mahle aufstanden. Wohl einfach war die Mahlzeit gewesen, doch immer noch unendlich besser, als die schlechten Speisen, die bisher so lange Zeit ihre einzige Nahrung ausgemacht hatten.

Nach herzlichem Dankgebete lehnte sich Benvenuto an das Fenster und starrte trübselig in die Ferne; seine Gattin hatte indeß den Tisch abgeräumt und stellte sich an seine Seite und schaute ihn lange zärtlich wehmüthig an. Ach! vor einem Jahre, da standen sie eines Tages ebenso beisammen an einem Erker ihres schönen und bequemen Wohnhauses; grenzenlos glücklich umschlang Benvenuto damals seine Frau und rief: „Gott hat dich mir gegeben, und kämen auch die ärgsten Drangsale über mich, ich wollte geduldig ausharren, wenn du an meiner Seite bist!“ Seither war nur ein Jahr dahingegangen, und, ach! wie sehr waren diese prophetischen Worte in Erfüllung gegangen! Wie damals schlang Benvenuto den Arm jetzt um seine Gattin, blickte zum Himmel und sprach: „Ich danke dir, himmlischer Vater! daß du mir diese gelassen, mögen auch nach deinem göttlichen Rathschlusse noch mehr der Leiden kommen, an der Seite meiner theuern Gattin werde ich sie standhaft ertragen.“

Zum ersten Male nach langer Zeit fühlte er wieder

Lust zum Bilden in sich, doch, ach! wo sind die Geräthschaften, die einst so freudig dem schaffenden Genie des Meisters zu Gebot standen?

Ein Stück frisches Brod lag vom Mittagsmahle noch auf dem Tische, er nahm es und wollte so eben versuchen, ob er die alte Kunst noch nicht verlernt habe, als ein seltsames Getöse die Straße herauftönte, — ist es wohl Aufruhr? dachte Benvenuto; ach, ich habe kein Schwert nnd keinen starken Arm mehr, es zu schwingen.

Verworrener Lärm, wie wenn sich viele Menschen näherten, ward von der Straße herauf hörbar, doch der Meister war der Welt abgestorben, blickte nicht von seiner Arbeit auf und war ganz vertieft in diese.

Seine Frau aber wurde aufmerksam; sie stand von der Näharbeit auf, mit welcher sie beschäftiget war, und trat an's Fenster, um durch die fast undurchsichtigen Fensterscheiben hinabzusehen. — „Was kommt da für ein langer Zug?" rief sie, „es sind die Rathsherren, es ist der Bürgermeister, der ganze Senat, der Potesta der Stadt an der Spitze, was wollen sie doch in diesem engen Winkel, wo nur auf die höchsten Dachstuben das Licht der Sonne fällt?"

Doch schon tönte es die Treppe herauf wie der langsame, feierliche Gang vieler Menschen; sie flüchtete sich zu ihrem Manne und umfaßte ihn, als fürchtete sie neue Gewaltthat für den kaum Genesenen.

Da that sich die Thüre auf, und hereintraten die Mitglieder des Senates, der oberste derselben, früher oft stundenlang bei Benvenuto, seiner kunstreichen Arbeit oft mit Wohlgefallen zusehend, schaute wie suchend im Zimmer herum, denn er hatte sich Benvenuto wohl vor-

gestellt, wie er in jener Zeit war, wo er fröhlich in der Werkstatt saß und munter arbeitete.

„Wo ist der Goldschmied Benvenuto?" fragte er die Frau; da erhob sich der Genannte in seiner vollen Größe von seinem Sitze, blickte umher im Bewußtseyn seiner Unschuld und sprach: „Hier bin ich Herr! was wollt ihr von dem falsch Angeklagten, wollt ihr euere Qualen gegen den Schuldlosen erneuern oder ihm ein Sterbeplätzchen in einem euerer Kerker anweisen?"

Erstaunt blickte der Rathsherr auf Benvenuto, den er nicht mehr erkannt hatte, nahm das Wort und sprach: „Vieledler Meister! euere Unschuld ist nun endlich an den Tag gekommen, der Diamant hat sich gefunden und euere Schuldlosigkeit an seinem Verluste wird noch heute öffentlich verkündet werden." — „Und hier," fiel ein Anderer ein, „reicht euch Florenz durch mich das Diplom als Ehrenbürger und setzt euch zugleich in den Wiederbesitz eueres frühern Wohngebäudes und euerer früheren Anstellung als Prägemeister ein; auch soll euch euer ganzer Verlust und all euer Leiden ersetzt werden."

„Alle?" sprach Benvenuto schmerzlich lächelnd, indem er auf das Gesicht seiner Frau und auf seine eigene abgemagerte Gestalt sah, und mit den Fingern durch seine in so jugendlichem Alter ergrauten Locken fuhr; ein schwerer Seufzer tönte aus seinem Herzen, und noch ein Mal klang es matt und wehmüthig von seinen Lippen: „Alle?"

Doch schon drangen jetzt Theodor und Doktor Carli auf ihn ein, und unter ihren zärtlichen Umarmungen vergaß er seine erlittenen Leiden.

Ernst und würdevoll machte er sich aus ihren Armen los, trat vor den Senat, der noch immer im Stübchen

stand, und sprach: „Herzlich danke ich dem Allmächtigen, daß er meine Unschuld an den Tag kommen ließ, bevor ich zur Leiche wurde und die Straßenjungen von Florenz meinem einsamen Sarge nachriefen: „Hier trägt man den Dieb, der die Stadt um einen ungeheuern Werth bestohlen hat!" Fortan will ich meine Kräfte, so viel noch in diesem schwachen Körper geblieben sind, wieder dem allgemeinen Besten weihen und suchen, euer wieder gewonnenes Vertrauen auch zu verdienen."

Er schwieg; langsam schritt jedes Mitglied des Senates auf ihn zu, jeder drückte ihm die Hand, und langsam entfernten sie sich hierauf, indem sie wohl bei sich bedachten, daß alle menschliche Macht einmal Geschehenes nicht zu ändern vermöge.

Als der Doktor, Theodor und Georgis mit Benvenuto und seiner Frau nun allein waren, fragte letztere, wie aus einem Traume erwachend, ob dieses Alles denn Wirklichkeit und wie es gekommen wäre?

Theodor erzählte nun und wollte auch des Anerbietens Georgis erwähnen, der versprochen hatte, sein Vermögen zum Theile dem Leidenden abzutreten, doch jener flüsterte: „Was die rechte Hand thut, soll die linke nicht wissen, stille, stille, wenn wir gute Brüder bleiben sollen."

Als die Erzählung vollendet war, da sprach der Goldschmied: „Habe Dank, du guter Gott, daß du es gefügt hast, daß meine Unschuld durch die Hände dessen, den ich auf der Welt am Meisten ehre und liebe, an den Tag gekommen ist! — Jetzt aber lebt wohl, ich gin zu sehr angegriffen, ich bedarf der Ruhe, und kann, wie es doch mein Wunsch wäre, nicht länger bei euch seyn."

Sie schieden, doch an der Thüre hielt sie Trompetenschall auf; sie eilten in das Zimmer zurück und führten Benvenuto an das Fenster; ein Herold, von einem Trompeter begleitet, verkündigte laut der Stadt und ihren Bewohnern die Unschuld des Goldschmiedes.

Er begleitete sie trotz seiner Schwäche die Treppe hinab und fand seine Thüre mit Blumen und Laubgewinden geschmückt; sie führten ihn zurück, und überwältigt von so großer Aufregung sank er auf das Lager, um sich von so vielen gewaltigen Eindrücken zu erholen.

Diesen und die folgenden Tage hatten die drei Freunde genug zu thun, um seine frühere Wohnung wieder in Stand zu setzen, und während der Doktor und Georgis die öden Zimmer wieder mit Möbeln und Betten füllten, malte Theodor ein kleines aber höchst geistreiches Bild.

Ergreifend stellte es den Augenblick dar, wie sie in stiller Mitternachtsstunde, beim rothen Scheine der Fackeln in den Ruinen eines heidnischen Tempels das verhängnißvolle Schatzkästlein fanden. — Er konnte nicht umhin, sich bei dem Malen des Bildes dem Gedanken zu überlassen, wie im Menschenleben sich alles so wunderbar fügt; ein Diamant, dachte er, leitete meinen Freund auf seine Laufbahn, ein Diamant brachte ihn in fürchterliche Noth, und ein Diamant führte ihn jetzt wieder in seine frühern Verhältnisse zurück.

Als alles vorbereitet war, führten sie Benvenuto und seine Frau wieder in ihr Eigenthum ein, lächelnd eilten diese durch die wohlbekannten Räume und schwelgten in der Erinnerung einer frühern Zeit. Noch 14 Tage blieben die Freunde beisammen, während welchen sich Benvenuto vollkommen erholte, und als die Rosen auf

den Wangen seiner lieblichen Frau wieder zu blühen begannen, da standen eines Morgens zwei Reitpferde, gesattelt und gezäumt, vor der Thüre und stampften ungeduldig den Boden. Die beiden Freunde traten auf den Goldschmied zu, um Abschied von ihm zu nehmen. O welch bitterer Abschied war es; doch Trennung ist unser Aller Loos, Wiedersehen unsere Hoffnung! „O könnte ich euch euere Liebe vergelten," sprach Benvenuto; „Lebe wohl!" riefen Theodor und Georgis, „und wenn wir uns nicht mehr sehen auf dieser Welt, und du früher als wir von der Erde scheiden solltest und an Gottes Thron deine Erdenleiden vergißt, so fleh auch dort für uns, du Geprüfter und Bewährter!"

Noch eine Umarmung der edlen Freunde, dann schwangen sie sich auf die Rosse und im raschen Trabe der Pferde ging es zum Thore hinaus.

Wehmüthig sah Benvenuto ihnen nach, bittere Thränen weinte seine Frau, er aber sprach nach seiner Weise vor sich hin: „Wie ein schöner Traum, der leider verschwunden ist, sind die Jahre der Vergangenheit, der Jugend, hingegangeu. Noch sehe ich im Geiste den Abschied von zwei fröhlichen Jünglingen am Gestade von Neapel; abermals haben beide Abschied genommen, doch der eine ist jetzt ein gebeugter, lebenssatter Mann, der andere aber noch immer jugendlich, in voller Lebensfrische prangend. Die alte Zeit ist hin, Niemand bringt sie zurück, kein Seufzer und keine Klage; eine neue Zeit steigt empor, doch auch sie soll den Mann in mir finden, wie ihn die vergangene gefunden!"

Ein zweiter Abschied folgte bald dem ersten. Am Borde eines nach den Niederlanden bestimmten Schiffes standen Theodor und Georgis; sie konnten sich kaum von

einander trennen; hatten sie sich doch so lieb gewonnen, als es nur immer menschliche Seelen im Stande sind.

Theodor wollte der Heimath zu, Georgis aber sein großes Waarenlager noch verkaufen und sodann nach dem Morgenlande zurückkehren, um dort neue vielfache Handelsverbindungen anzuknüpfen.

Zum Abschiede drückte er Theodor einen schweren Beutel Goldes in die Hand. „Zürne nicht, theuerster Freund!" sprach er, „genieße es und baue dir damit einen eigenen Heerd, und bist du einst in glücklichen Vermögensumständen, so theile deinen leidenden Mitbrüdern mit, — doch was lehret der Schüler den Meister?"

Theodor wollte dem edlen Araber die Abschiedsstunde nicht verbittern und nahm die reiche Gabe dankend an; schon donnerten die Kanonen des Schiffes zum Abschiede, da riß sich Georgis von seinem Herzen; „lebe wohl!" schallte es hier, „lebe ewig wohl!" tönte es dort. Georgis stieg in sein Boot, sechs rüstige Ruderer führten es Neapel zu; hier wurden indeß die Anker aufgewunden, die Segel blähten sich; „Glück auf! es geht der Heimath zu."

Eilftes Kapitel.

Wiedersehen.

Wer eine Reise thut, der bete zum Himmel, die Seinigen zu Hause alle gesund wieder anzutreffen; so dachte Theodor an einem frischen Augustmorgen, als er an der Klosterpforte in der Hauptstadt stand und nach Pater Widolf fragte.

„Der ist schon vor zwei Jahren gestorben," tönte die matte Stimme des jetzt auch alt und hinfällig gewordenen Pförtners; „so führt mich denn zu seiner Gruft," bat Theodor.

Bald stand Theodor an seinem Hügel. Vielleicht, dachte er, schaut er nun mit seinem Kriegsgefährten, dem wackern Lanzknechte, fröhlich vom Himmel herab und freuet sich über seinen ehemaligen Freund, der so dankbar seiner gedenkt; vielleicht betet er dort an Gottes Thron, mit keiner irdischen Rückerinnerung mehr im Herzen und sich des Glückes erfreuend, jetzt an des Seraphs Seite Gott anschauen zu dürfen.

Noch eine Thräne weihte Theodor dem Andenken des edlen Widolf's, dann war sein nächster Gang zu seinem ehemaligen Meister, zu Rogier. Wohl lebte dieser noch, doch nur ein Pflanzenleben; er aß noch und trank noch, aber die Arbeitslust, die Spannkraft und Elastizität des Geistes waren verschwunden.

Er zeigte Freude über Theodor's Besuch, meinte aber, auf dem Bilde, welches dieser einst Archibald gemalt und welches die Gerichte von Neapel mit der übrigen Hinterlassenschaft seines Bruders an ihn gesandt hatten, seyen die Farben viel zu dick aufgetragen.

Er lud Theodor zum Essen ein, und als ihm Theodor erzählte, wie er im Morgenland gewesen, da meinte der Alte: „Nun, das Morgenland ist auch eine schöne Stadt." Traurig schaute Theodor ihn an und dachte, wenn das Alter und die Jahre bei sonst so Klugen und Verständigen eine so große, aber traurige Veränderung hervorbringen können, so wäre es ja besser, sie würden früher von Gott abgerufen, als diese Umwandlung eintritt.

„Mir ist es fast lieber,“ fuhr er in seinen Gedanken fort, „den guten, lieben Pater Widolf im Grabe zu treffen, als auf solche Weise wieder zu finden; aber ich will doch auch sehen, ob er auch seine alte Lieblingsneigung vergessen hat.“

Er holte unter diesen Gedanken eine herrliche Tabakspfeife mit einem Mundstücke von Bernstein aus der Tasche und übergab sie Rogier, und dieser betrachtete selbe langsam und mit neugierigen Augen, stopfte sie aber endlich und fing mit Wohlbehagen zu rauchen an.

Da schien es, als ob sich plötzlich die theilnahmlosen Züge des Greises belebten; er erhob sich und sprach: „Ei, bist du wirklich Theodor, mein lieber Schüler? wie bist du so groß geworden und so stark, komm in meine Arme; o verzeihe, daß der alte Rogier sich geändert hat!“ Er drückte Theodor nun an sein Herz, doch bald ließ er ihn wieder los, seine Züge sanken in die alte Stumpfheit zurück, ihr erst so fröhlicher, glänzender Ausdruck erlosch, und er schien für nichts mehr Theilnahme zu empfinden, als für seine Pfeife.

Seiner Gefühle nicht mehr mächtig, ergriff Theodor das Barett, stürzte zur Thüre hinaus und ließ im Vorzimmer seinen Thränen freien Lauf. Da kam die Haushälterin, noch immer die alte, rührige Matrone, welche die zerstörende Zeit verschont zu haben schien; mit herzlicher Liebe empfing sie Theodor, und bald kam das Gespräch auf Meister Rogier: „Ach, mit diesem,“ äußerte sie, „ist es gar nichts mehr, täglich wird er kindischer, und der Arzt meint, er treibe es nicht mehr lange; malt er doch schon seit der Zeit, wo Pater Widolf gestorben, keinen Strich mehr.“

Lebhaft nahm Theodor, dem es in den weiten Ge-

mächern fast zu enge war, Abschied von der guten alten Frau, warf sich auf sein Pferd und ritt der Heimath zu.

Durch das Thor des Städtchens führte ihn wieder der Weg, wo ihn einst der fromme Spruch des Alten so wunderbar ermuntert hatte. Dieser saß aber auch nicht mehr auf der Steinbank in der Mauernische; zwei fröhliche Kinder saßen jetzt auf dieser Stelle und spielten mit einem Hunde.

„Der Alte wird wohl auch gestorben seyn," dachte Theodor und ritt nach kurzer Rast im Städtchen durch die wohlbekannten Waldungen der Heimath zu.

Niemand hatte ihn im Städtchen, das er früher an des Vaters Seite oft besucht hatte, mehr erkannt, und auch er hatte sich nicht zu erkennen gegeben. Wohl hatte er die Frage, ob seine Eltern, ob seine Schwester noch lebten, dutzendmal auf den Lippen, doch er fürchtete sich vor der Antwort; es war ihm, als könne er selbe nicht ertragen; er schwieg und wollte sich mit seinen eigenen Augen überzeugen.

Er bog um die Ecke des Waldes, und da lag in alter Ruhe und Traulichkeit das friedliche Försterhaus mit den großen Hirschgeweihen vor ihm; er stieg ab, band sein Pferd an die links der Hausthüre stehende Tanne, an welcher er einst seine Kletterübungen vorgenommen hatte, und trat in das Haus.

Da sah es so einsam aus, als wäre es ausgestorben; sein Herz drohte, ihm fast in der Brust zu zerspringen, er ging die wohlbekannte Treppe hinauf, rechts lag die Wohnstube, er zitterte, daß er sich an der Wand halten mußte; da erscholl drinnen lautes fröhliches Lachen, er ermannte sich und klopfte kräftig an die Thüre.

Eine Zentnerlast fiel von seinem Herzen, als drinnen

eine laute kräftige Baßstimme, die er sogleich an ihrem alten lieben Laut für die seines Vaters erkannte, rief: „Nur herein, nur herein!“

Er öffnete die Thüre und schritt bis in die Mitte des Zimmers vor; Niemand erkannte ihn, der Vater aber stand auf und sprach: „Was beliebt, mein Herr?“ — Da hielt sich Theodor nicht mehr; „Vater!“ tönte es von seinen Lippen. „Wie, du mein Theodor?“ fragte der Vater und sah ihn näher an; „er ist es,“ rief er nun aus und lag in den Armen seines Sohnes. Da kam auch die Mutter, da kam die Schwester, und o, wer möchte die Freude des Wiedersehens dieser guten Menschen nach so langer Abwesenheit beschreiben!

„Daß du nach Palästina gereist bist,“ sagte der Vater endlich, nachdem einige Ordnung ins Gespräch gekommen war, „habe ich aus einem Briefe von dir ersehen, doch ihn erst vor vier Wochen erhalten. Nun habe ich dich aber selbst wieder, mein einziger Sohn! Bringet Wein, daß er uns die Freude tragen helfe.“

So und noch mehr redete der alte, von der Freude fast verwirrte Förster durcheinander, und Theodor fühlte jetzt, daß er im Elternhause sey. Seine Mutter war indessen zur Matrone geworden, die aber noch vollkommen rüstig war, und seine Schwester Rosalia zu einer schönen, fröhlichen Jungfrau herangewachsen.

Von den alten Jägerburschen seines Vaters saßen noch zwei am Tische, die ihm ihre lebhafte Freude, ihn wieder zu sehen, zu erkennen gaben. „Erinnert ihr euch, Herr Theodor!“ sagte der eine, „nicht mehr jenes Schuhmachergesellen, dem ihr einstens euern Hasenbraten zu essen gabt; er hat in Beherrschung seiner Begierden gute Fortschritte gemacht und ist jetzt der erste

Schuhmachermeister im Städtchen drinnen und ein sehr braver Mann."

Der Vater war in die Kammer gegangen, um dort Gott zu danken, die Mutter in die Küche, um dem hungrigen Gast ein Mahl zu bereiten, die Schwester in den Keller, um einige Flaschen Weines heraufzuholen, als sich im Wohnzimmer eine Scene ereignete, die wohl werth ist, beschrieben zu werden.

Drei große Hunde von verschiedenem Alter kamen herbei; der eine fing in dumpfen Tönen zu bellen an und sprang an Theodor hinauf; das war der alte Sultan, der Großvater der übrigen beiden; er war mit Theodor auferzogen worden und seine Lebenslampe jetzt dem Erlöschen nahe.

Der zweite, den Theodor nach vollendeten Lehrjahren angetroffen, und den er einst auf allen Spaziergängen mit sich geführt hatte, sprang an ihm hinauf und bellte, daß das ganze Haus wiederhallte; das war der kräftige Sohn, der in der vollen Kraft des Lebens stand.

Der kleinste unter den Hunden sprang und taumelte über die übrigen hin und mischte seine feine Fistelstimme unter die kräftigen Töne der übrigen; das war der Enkel im kindischen Alter.

Alle lachten, und Theodor stand noch immer in der Mitte der Stube, da kam der Vater aus der Kammer zurück und brachte seinem Sohne einen Stuhl, die Mutter brachte Kuchen, die Schwester Wein, und bald saßen alle fröhlich in Gott vergnügt um den Tisch. Es wurde Nacht, und sie merkten es nicht, hatten sie doch keinen von Theodor's Briefen erhalten; es wurde Morgen, und noch immer erzählte Theodor vom ewigen Rom, von der Meeresfahrt, vom gelobten Lande und Jerusalem, vom

Kampfe der Seeräuber, von Georgis, von Archibald und von Benvenuto und beantwortete die Menge der an ihn gestellten Fragen.

Diesen Tag blieb er bei seinen lieben Eltern, und erst am darauffolgenden brach er nach dem Kloster auf. Noch lebte dort der treffliche Cölestin, noch lebte der fromme und gelehrte Abt, noch hing rein und wohlerhalten, eine wahre Augenweide, sein Gemälde im Speisesaale, und auch seinen Freunden wollte die Zeit zu kurz werden, als er ihnen seine Erlebnisse einfach und schmucklos erzählte. — Zwei Tage blieb er in dem Kloster, dann aber kehrte er in das Vaterhaus zurück.

Nach einem Monate sprach er eines Tages zu seinem Vater: „Ich will wieder aufbrechen in die Hauptstadt, vielleicht könnte ich Meister Rogier sein Eigenthum abkaufen und dort meinem mir von Gott bestimmten Berufe leben und mich häuslich niederlassen."

Alle billigten seinen Wunsch, ja der Abt bot ihm gegen geringe Zinsen Klostergelder an, um den Kauf, wenn derselbe zu Stande käme, bestreiten zu können; doch Georgis reiches Geschenk machte diese Anleihe unnöthig.

Anstatt Meister Rogier selbst traf aber Theodor in der Hauptstadt nur noch dessen Grab an; er war wenige Woche nach Theodor's Besuch sanft und selig im Herrn entschlafen. Da er sein ganzes Besitzthum seiner alten Haushälterin testamentarisch vermacht hatte, diese aber sich einsam in dem großen Hause fühlte, so war sie gleich bereit, unter der Bedingung freier Wohnung für ihre noch übrige Lebenszeit das Haus an Theodor abzutreten. Da dieser Niemand hatte, der ihm sein Hauswesen führen konnte, indem seine Schwester zu Hause unentbehrlich

war, so bat er die Alte, ihm fernerhin, wie früher Rogier, die Haushaltung zu führen, was dieselbe auch mit Freuden einging.

Zwölftes Kapitel.

Des Hafners Tochter.

Bald hatte Theodor sich vollständig eingerichtet, und da die Alte ihm alles, was Meister Rogier besessen, überließ, so konnte er bald seine Thätigkeit beginnen.

Nicht lange dauerte es, so drängte sich auch Arbeit an Arbeit, und Jeder wollte ein Bild von seiner Hand haben. Theodor dachte jedoch oft an Archibald, dem es einst ebenso gegangen war; er ließ sich von dem gleißenden Schimmer nicht fortreißen, und nur der edelsten und schönsten Aufgabe der Kunst, der Verherrlichung Gottes, war sortan sein Pinsel geweiht. Er malte für Kirchen bestimmte Bilder um den halben Preis und dachte: „Gelingt es mir, auch nur eine Seele zu rühren, so ist mir das Bild hinlänglich bezahlt.“

Oft besuchten ihn seine Eltern und freuten sich seines Glückes, er blieb aber auch stets rechtschaffen und tugendhaft; niemals wurde er durch die Ehrenbezeugungen, mit welchen man ihn überschüttete, eitel und stolz, und stets war er gegen Jedermann liebreich und freundlich. So war er allmählig 28 Jahre alt geworden; seine alte Haushälterin klagte täglich mehr über gehäufte Arbeit und lag ihm immer mit dem Wunsche an, sich in Bälde um eine Frau umzusehen.

Theodor fand, daß sie nicht so ganz Unrecht habe,

und dachte im Ernste daran, ihrem Wunsche zu entsprechen. — Hinten im Gäßchen, hinter Theodor's prächtigem Hause, lag die Wohnung eines armen Hafners, dessen Tochter man wegen ihrer Schönheit und Tugend oft in Theodor's Gegenwart rühmte; man fügte jedoch fast immer die Bemerkung bei, daß sie wohl schwerlich je einen Bräutigam finden werde, indem ihr Vater ihr keine Aussteuer mitzugeben im Stande sey.

Theodor sprach einigemal mit der lieblichen Maria; sie grüßte ihn wohl freundlich, floh aber jeden nähern Umgang mit ihm, und da faßte er eines Abends den Entschluß, heute noch zum Hafner zu gehen und mit ihm zu reden.

Er ging in das Gäßchen, wo sich die niedere Hütte des Hafners befand. Mit Bohnenblüthen und Kürbislaub war die niedere Pforte umrankt, mehrere Mädchen aus der Nachbarschaft saßen unter dem altergrauen Bogen des Hauspförtleins, genoßen des frischen Abends und spannen emsig.

Mitten unter ihnen gewahrte er Maria; sie war von hohem Wuchse und frischem lieblichen Gesichte, dem das hellbraune, in der Abendsonne wie Gold flimmernde Haar und die hellblauen Augen einen besondern Liebreiz verliehen.

Theodor trat nun auf Maria zu und sagte ihr, daß er etwas mit ihr zu sprechen wünsche.

Das Gesicht der sittsamen Jungfrau überlief bei diesen Worten feuerroth; sie legte die Hand ans Herz und erwiederte dann nach kurzem Schweigen mit jungfräulicher Würde, sie könne nicht glauben, daß er etwas mit ihr zu reden habe, sey es aber wirklich so, so wolle es sich am Abende unter der Hausthüre nicht geziemen, und er möge seine Rede morgen am Tage in Gegenwart des Vaters vortragen.

Die übrigen Mädchen, welche wohl freundlicher mit dem stattlichen Manne gesprochen hätten, verwunderten sich über dieses, wie sie meinten, schnöde Benehmen, doch Theodor, den vielleicht eine andere Antwort mehr abgeschreckt als angezogen hätte, freute sich sehr über ihr Benehmen und sagte: „Also ein anderes Mal, Jungfer Maria!" und ging nach Hause.

Nun erschien ihm sein heutiges Benehmen wohl recht albern; nun in Gottes Namen, dachte er aber, er hat es ja auch gefügt. Am andern Tage verfügte er sich in die Werkstätte des alten Hafners, die, so niedrig die Decke und so trüb die Fensterscheiben waren, doch ein recht freundliches und reinliches Aussehen hatte.

Auf den Gesimsen standen schöne, mit mancherlei Farben geschmückte Gefäße in geordneter Reihe, so wie auf den Fenstergesimsen mehrere, mit frischen Garten- und Feldblumen gefüllte Krüge. Der alte Hafner saß trotz seines hohen Alters noch fleißig an der Scheibe mit ernstem Auge auf seine Arbeit schauend. „Was ist euer Begehren, junger Herr?" fragte er, ohne des Eintretenden sonderlich zu achten.

Theodor wußte wohl, daß jedes Geschäft, wolle es anders recht gethan seyn, besondere Aufmerksamkeit verlange, und sagte, was er wirklich ohne Lüge angeben konnte, er wolle einige schöne Blumengefäße kaufen, wenn sie auch nach Maßgabe des darauf verwendeten Fleißes theurer als gewöhnliche zu stehen kommen sollten.

Da maß ihn der alte Meister vom Scheitel bis zur Sohle mit raschem Blicke, sein Gesicht erheiterte sich zusehends, und er führte Theodor zu den aufgestellten Gefäßen, setzte bei Seite was im Ofen etwa einen Mackel erhalten hatte, und erklärte mit immer steigendem Eifer,

wie und warum die mancherlei Streifen, Ranken und Verzierungen, also und nicht anders anzubringen gewesen, so daß zuletzt Theodor seine eigentliche Absicht, wegen welcher er gekommen, beinahe vergessend, verwundert ausrief: „Wenn ihr, Meister, denn ich verstehe diese Arbeit, euere Gefäße so zu bilden und auszuführen wißt, wie kommt es, daß ihr nur dürftigen Unterhalt gewinnt und noch im hohen Alter an der Scheibe sitzet?“

Des Hafners Wangen färbten sich heller und sein Auge leuchtete, als er erzählte, wie sein Vater ein armer Hafner gewesen, gleich ihm, und wie er von Jugend auf einen Trieb zu edlern Künsten in sich gefühlt habe, ohne daß jedoch dieser Trieb in Folge seiner Armuth je zur Ausbildung gekommen wäre.

„Nun befällt mich,“ sprach er, „manchmal ein Verlangen und eine Sehnsucht, etwas zu bilden und zu schaffen, und da vernachläßige ich darüber oft wochenlang den eigentlichen Lebensberuf und muß das Geformte später entweder unverkauft stehen lassen oder um ein Spottgeld veräußern.“

„Wohl,“ dachte Theodor, „wohl hat Gott viele berufen, aber wenige auserwählt; wäre es vielleicht nicht auch Benvenuto besser auf der Welt gegangen, wenn er des Vaters Handwerk fortgetrieben und ein armer Hafner geblieben wäre; doch wer erforscht Gottes Rathschlüsse?“

Er kaufte mehrere Gefäße und bat den Alten, ihn in seine unweit entlegene Wohnung zu begeleiten; derselbe folgte gerne dieser Einladung, und wer schildert sein Erstaunen, als er in dem Jünglinge, der so freundlich mit ihm geredet hatte, den großen und berühmten Künstler erkannte, von dessen Lob ganz Niederland voll war. Noch mehr erstaunte er, als ihn Theodor um die Hand

seiner Tochter und zugleich um Erlaubniß bat, selbe durch die Haushälterin herbei rufen zu lassen.

Der Alte war vor Freude fast außer sich; er gab recht gerne seine Einwilligung, theilte jedoch Theodor mit, daß Maria nicht seine Tochter, sondern nur ein von seiner Frau angenommenes Kind sey.

In diesem Augenblicke trat die Herbeigerufene selbst schüchtern und mit niedergeschlagenen Augen in das prächtige Gemach, und als sie vernahm, daß Theodor um ihre Hand gebeten und ihr Vater seine Einwilligung dazu gegeben habe, und Theodor sie nun selbst fragte, ob sie seine Gattin werden wolle, da wußte die Tugendhafte kaum, wie ihr geschah, und zitternd und mit leiser Stimme sprach sie das „Ja" aus!

Dreizehntes Kapitel.

Schluß.

Wir übergehen die Feierlichkeiten der Hochzeit, welche im Waldhause in der Heimath abgehalten wurde, und wo Pater Cölestin hocherfreut den priesterlichen Segen über das tugendhafte Paar aussprach, und fügen nur noch bei, daß Theodor nie Ursache hatte, seine Wahl zu bereuen, und in seiner Gattin stets die frömmste, tugendhafteste und treueste Frau besaß.

Von Benvenuto erhielt er mehrere Male in seinem Leben Nachricht; er lebte glücklich und zufrieden an der Seite seiner gleich ihm einst so hart geprüften Frau und wie ein Heiliger von seinen Mitbürgern geehrt und geliebt.

Wir erwähnen der Hochzeit von Rosalia, Theodor's Schwester: sie heirathete einen trefflichen Jägers-

mann, der den Dienst des alten Berthold's versah, und nach dessen Tode die Stelle bekam.

Der alte Berthold erreichte ein Alter von fast neunzig Jahren und verschied sanft und selig im Herrn, nachdem er seine Frau wenige Jahre überlebt hatte.

Schon nahte sich Theodor's achtundfünfzigstes Lebensjahr, und nie hatte er seit jenem Abschiede auf der Küste von Neapel Nachricht von Georgis erhalten.

Eines Abends trat ein Pilger in seine Wohnung, und brachte ihm aus einem Kloster Jerusalems einen langen Brief, in welchem die von Theodor so sehr erwünschten Nachrichten von Georgis enthalten waren, allein sie waren nicht von der Art, daß sie Freude in Theodor's Herzen erwecken konnten.

Georgis hatte, von Neapel in die Heimath zurückgekehrt, seine großen Handlungspläne mit dem besten Erfolge durchgeführt, und große Summen Geldes wurden jährlich von ihm angewandt, gefangene Christensklaven loszukaufen und sie wieder in die Arme der ihrigen in ihre Heimath zurück zu senden.

Eines Tages zog er von vier seiner Diener begleitet, die gleich ihm das Christenthum bekannten, mit einer Caravane durch die Wüste, da begann plötzlich der glühende Samumwind zu wehen. Alles eilte so schnell es seyn konnte, eine nicht gar zu entfernte Oase zu erreichen, doch Ströme glühenden Sandes hüllten die Caravane ein, und sie fiel der Wüste Brand zum Raube. Doch Georgis glückte es, mit seinen Dienern die Oase zu erreichen, auf welcher einst im Alterthume ein dem Jupiter Ammon geweihter Tempel gestanden hatte.

Georgis dankte herzlich Gott für seine und seiner Diener fast wunderbare Rettung, er flehte zu Gott für

die Seelen der Gefallenen, und als er sich vom Gebete erhob, rief er in arabischer Sangesweise seinen Dienern zu:

Laßt eure Pferde grasen,
Wir ziehen nicht weiter diese Nacht,
Dieß ist die grünste der Oasen,
Im gelben Sandmeer glänzt ihr Rasen,
Als wie in Mitte von Topasen,
Ein einz'ger funkelnder Smaragd.

Indessen war es Nacht geworden; dichte Finsterniß bedeckte die Wüste, da erwachte Georgis, fürchterliche Todesangst ergriff ihn, er sprach zu einem seiner Diener der neben ihm lag: „Es scheint mir, als ob ich diesen grünen Fleck der Wüste nicht mehr verlassen sollte, als ob hier mein Grab seyn werde; sollte meine Ahnung in Erfüllung gehen, so versprich mir, meinen Tod meinem weit entfernten Freunde Theodor zu melden; du kennst ihn ja, denn du warst mit mir in Neapel.

„Im nächsten Jahre wollte ich ihn, wenn ich noch lebte, in Europa besuchen, um meine Tage an seiner Seite zuzubringen, doch ich fühle, Gott hat es anders über mich beschlossen, und ich werde diesen Ort lebend nicht mehr verlassen."

Der Diener wollte ihn trösten, doch vermochte er es nicht, er legte sein müdes Haupt wieder auf den Sattel seines Pferdes, der ihm zum Kissen diente, und schlief bald wieder ein.

Doch Georgis betete die ganze Nacht aus der Fülle seines gottliebenden und gottbegeisterten Herzens.

Am Morgen zeigten sich in der Ferne bewaffnete Beduinen eines feindlichen Stammes; ihre scharfen Augen entdeckten Georgis und seine Diener bevor diese sich

verbergen oder fliehen konnten; sie fielen über sie her, und obwohl sich jene tapfer wehrten, so waren bald drei der treuen Diener erschlagen, und ein Pfeil zischte in den schlanken Hals Georgis und öffnete die Kanäle des Lebens, so daß er mit dem lauten Rufe: „Mein Gott, o mein Gott, verlaß mich nicht!" vom Pferde sank.

Der einzige überlebende Diener, eben jener, dem Georgis in der Nacht seine bangen Ahnungen mitgetheilt hatte, wurde ergriffen, als Sklave fortgeführt, und erst nach jahrelanger Knechtschaft gelang es ihm, zu entfliehen.

Seit dem Verluste seines trefflichen Herrn des Lebens satt begab er sich in ein Kloster zu Jerusalem, um dort seine Tage zu beschließen; doch der letzten Worte Georgis gedenkend hatte er einen des Schreibens kundigen Mönch gebeten, die Erzählung von Georgis Schicksalen niederzuschreiben und ihm das Versprechen abgenommen, sie dem ersten europäischen Pilger mitzugeben.

So lautete das Schreiben, das Theodor erhielt; wohl bewirthtete er den Pilger reichlich und gastfrei und entließ ihn reich beschenkt; doch niemals entschwand das Gedächtniß des Freundes seinem Geiste, und oft erinnerte er sich mit Wehmuth an ihn, den er auf dieser Welt noch einmal zu sehen noch immer gehofft hatte.

Viele Jahre lebte Theodor noch an der Seite seiner tugendhaften Gattin, und als es einst ans Scheiden ging, geschah es mit dem Bewußtseyn, daß sie bald wieder dort zusammen kämen, wo Friede thront und die Siegespalme lohnt.

Durch Tod zum Leben! durch die Thränenthale
Der Erde, durch das Distelfeld
Des Lebens hoch hinauf zum großen Abendmahle,
Zur Herrlichkeit der bessern Welt.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mittermaier, Ludwig,

Das Buch vom ewigen Juden oder Morgen- und Abendland eine Geschichte für die reifere Jugend und für Erwachsene ; mit einem Stahlstiche

Augsburg 1846

Paed.pr. 48-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10758880-0